# Aus meinem Leben.

## Ein Beitrag
zur
## Reform des deutschen Schulwesens.

Von

**Dr. August Zapp.**

„Die wahre Bildung besteht nicht in todtem Wissen und leerem Gedächtnißkram, sondern in lebendiger Entwickelung des Gemüthes und der Arbeitskraft des Verstandes."

**Ernst Häckel.**

**Zürich 1888.**
Verlags-Magazin
(J. Schabelitz).

# Aus meinem Leben.

## Ein Beitrag
zur
## Reform des deutschen Schulwesens.

Von

Dr. August Zapp.

„Die wahre Bildung besteht nicht in todtem Wissen und leerem Gedächtnißkram, sondern in lebendiger Entwickelung des Gemüthes und der Arbeitskraft des Verstandes."

Ernst Häckel.

Zürich 1888.
Verlags-Magazin
(J. Schabelitz).

Druck von J. Schabelitz in Zürich.

# Inhalts-Uebersicht.

Seite

Vorwort . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . III

**Einleitung.**

Verlangen nach Reform unseres Schulwesens. Einige der hervorragendsten Wortführer dieser Forderung. Nothwendigkeit derselben, nachgewiesen aus der in unserer heutigen Jugend vorherrschenden naturalistischen und materialistischen Gesinnung. Einfluß der Schopenhauer'schen Philosophie. Zusammenhang zwischen Schule und Leben. Die heutige Art des Unterrichts in den alten Sprachen auf den Gymnasien. Einseitige formelle und Verstandes-Bildung. Das studentische Leben der Gegenwart und das Corpswesen . . . . 1

**Knabenjahre.**
(1815—1827.)

Erste Schulzeit. Elterliches Haus. Stimmung des Volkes nach den Befreiungskriegen. Religiöse und kirchliche Zustände. Die Volksschule . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 18

**Meine Gymnasialzeit.**
(1827—1836.)

Methode des Unterrichts. Meine Lehrer. „Umkehr der Wissenschaft." Die Stiehl'schen Regulative. Wie ist der Ueberbürdung auf unsern Gelehrten-Schulen abzuhelfen? Unterricht in der Religion. Gesangunterricht. Das Leben außerhalb der Schule . . . . . 40

**Die Universitätszeit.**
(1836—1840.) . . . . . . . . . 65

Die Professoren. August Neander. Twesten. Vatke. Marheinecke. Ferdinand Benary. Hengstenberg. Trendelenburg. Michelet. Hotho. Eduard Gans. Fr. Ed. Beneke. Heinrich Steffens. August Boeckh. Karl Ritter . . . . . . . . . . . . . . . . . 66

Seite

Studentisches Leben . . . . . . . . . . . . . 84

Berlin vor fünfzig Jahren. Verkehr auf den Straßen 86

Der Hof. König Friedrich Wilhelm III. Der Kronprinz, nachherige König Friedrich Wilhelm IV., seine religiöse Richtung im Gegensatze zu der der Berliner. Prinz Wilhelm. Der Herzog von Cumberland. Literarische Cirkel. Die Zeitungen. Rellstab . 88

Die Theater . . . . . . . . . . . . . . . . . 98

Die Romantik und ihr Einfluß auf die damalige studirende Jugend. Vorzug der Universitäten in Residenzstädten . . . . 102

**Ein Blick in die vierziger Jahre**

mit besonderer Rücksicht auf die kirchlichen Zustände in Preußen damals und jetzt . . . . . . . . . . . . . . . . . 108

**Nachtrag** . . . . . . . . 116

# Vorwort.

In der Einleitung zu dieser Schrift sind die Gründe, welche mich zur Abfassung derselben bewogen, näher dargelegt; der Hauptzweck war, in der vielbesprochenen Frage der Schulreform auch einmal auf die frühere Art und Weise des Unterrichts hinzuweisen und an einem concreten Beispiele zu zeigen, wie in meiner Jugend der Unterricht, was die Form, nicht was die Sache betrifft, auf der Mehrzahl der Gymnasien anders gehandhabt wurde als heute. Damit verbindet sich von selbst der Wunsch, daß von jener frühern Unterrichtsweise, was heute noch brauchbar erscheint, von Neuem aufgenommen und angewendet werden möge.

Es hat mir — und das muß ich hier ausdrücklich hervorheben — durchaus fern gelegen, ein Verdammungsurtheil über die heutigen Gymnasien und Realschulen aussprechen zu wollen; da aber eine große Anzahl hervorragender Männer und unter ihnen namhafte Pädagogen eine Reform des jetzigen deutschen Schulwesens für nöthig halten, und man eine von vielen Tausenden einmüthig erhobene Forderung nicht als eine voreilige und unüberlegte zurückweisen kann, so wird man eingestehen müssen, daß in unserem Schulwesen nicht Alles so ist, wie es sein sollte. Auch die jüngst, während der Druck dieser Schrift schon fast vollendet war, an die Oeffentlich-

keit getretene Erklärung der vierzehn Heidelberger Professoren kann darin nichts ändern und mich nicht verhindern, auch meine bescheidene Ansicht bekannt zu geben. Die Art des Unterrichts, welche ich von Neuem beachtet sehen möchte, tritt der Forderung jener Herren insofern nicht entgegen, als sie keinen „Bruch mit dem Bestehenden bedeutet," wie dasselbe in Ziel, Lehrplan, Lehrmitteln, Eintheilung und Abgrenzung des Unterrichtstoffes ꝛc. ꝛc. Bestand gewonnen hat. Darin will ich nichts ändern; ebenso fern liegt mir eine Einmischung in den nun schon seit einem Vierteljahrhundert geführten Streit über die Gleichstellung der Realschule mit dem humanistischen Gymnasium, sowie in die Frage über die Ausdehnung oder Beschränkung des griechischen Unterrichts: das Alles berühre ich nicht, da es die Art des Unterrichts selbst nicht unmittelbar bedingt.

Trotz dieser bestimmten Erklärung bin ich darauf gefaßt, daß auch mir der Vorwurf eines „Lobredners der vergangenen Zeit" nicht erspart bleiben wird. Man wird mir vorhalten, daß meine Ansicht über die Schule und die Lehrer meiner Jugend zu optimistisch sei, und daß ich der Gegenwart Unrecht thue. Wer indeß unbefangen die Schrift liest und sich ein offenes Auge auch für die Schäden und Mängel der Gegenwart und der heutigen Schule bewahrt hat, der wird erkennen, daß nur das Streben nach Ermittelung des Rechten und Wahren in einer so hochwichtigen Sache, wie das deutsche Schulwesen, mir die Feder in die Hand gedrückt hat.

Einen größeren und auf den ersten Blick scheinbar begründetern Widerspruch werden wahrscheinlich die mitgetheilten Erinnerungen aus meinem Jugendleben hervorrufen, deshalb auch über diese einige Worte:

Was ich erlebt habe in meinen Bildungsjahren bis zum Mannesalter, ist ja im höchsten Grade einfach und deshalb vielleicht nicht der Mittheilung werth. Indeß das Goethe'sche Wort: „ein Jeder lebt's, nicht Vielen ist's bekannt"

mag auch mir zur Rechtfertigung dienen. War mir's doch bei diesen Aufzeichnungen zunächst darum zu thun, zu zeigen, wie ich geworden bin und was außer der Schule auf mein Werden von Einfluß gewesen. Dabei war es unvermeidlich, so treu als es mir möglich war, ein Bild jener Zeit vor fünfzig Jahren zu zeichnen. Was ich erzähle, sind nicht sowohl Erinnerungen aus dem Leben eines einzelnen Menschen, als vielmehr Erinnerungen an Zustände und Wandelungen im Leben unseres Volkes während des Verlaufs meiner Jugendjahre. „Aus den Erlebnissen der Einzelnen aber setzen sich die Geschicke der Gesammtheit zusammen, und wenn er an diesem Gesichtspunkte festhält, darf der Einzelne, der ein Einzelner geblieben, das Recht in Anspruch nehmen, von sich selbst zu reden."*) Ob ich überall diesen Gesichtspunkt im Auge behalten, mögen meine Leser entscheiden.

Auch habe ich bei diesen Aufzeichnungen nicht versäumt, über den Unterricht, wie er zu jener Zeit in der Volksschule gehandhabt wurde, Näheres mitzutheilen und auf die Umgestaltung, welche derselbe in den fünfziger Jahren erfuhr, hinzuweisen.

Neben den Schule habe ich auch der kirchlichen Verhältnisse gedacht und, wenn ich dabei in dem Theile, welcher als Anhang beigefügt ist, einen Blick auf die Gegenwart geworfen, so rechtfertigt sich dies durch die enge Verbindung, in welcher die deutsche Schule mit der Kirche steht und gehalten wird. Die Kämpfe um die Schule, welche im deutschen Reichstage wie im Abgeordnetenhause demnächst bevorstehen, werden das Streben der katholischen Centrumspartei und der protestantischen Orthodoxen, die Schule als eine ihnen zugehörige Domäne ihren Zwecken unterthan und dienstbar zu machen, von Neuem deutlich erkennen lassen.

---

*) Aus den „Memoiren eines Livländers". Leipzig. Duncker und Humblot 1883.

Einen Hinweis auf die Wichtigkeit dieses Kampfes und die Nothwendigkeit, daß die deutsche Schule aus demselben als selbstständige Staats- und Gemeinde-Institution und frei von dem dominirenden Einfluß der kirchlichen Oberhoheit hervorgehe, gegeben zu haben, wird Jeder, der es ehrlich mit unserer Schule meint, als berechtigt und durch die Zeitumstände geboten anerkennen. In magnis et voluisse sat est.

Meran (Tirol), im August 1888.

August Zapp.

# Einleitung.

Verlangen nach Reform unseres Schulwesens. Einige der hervorragendsten Wortführer dieser Forderung. Nothwendigkeit derselben, nachgewiesen aus der in unserer heutigen Jugend vorherrschenden naturalistischen und materialistischen Gesinnung. Einfluß der Schopenhauer'schen Philosophie. Zusammenhang zwischen Schule und Leben. Die heutige Art des Unterrichts in den alten Sprachen auf den Gymnasien. Einseitige formelle und Verstandes-Bildung. Das studentische Leben der Gegenwart und das Corpswesen.

Seit einigen Jahren hat man von vielen Seiten auf die Nothwendigkeit einer Reform unseres deutschen Schulwesens hingewiesen, und eine Anzahl von Männern in hervorragenden Stellungen im Staatsdienste, in der Wissenschaft, in den Künsten, im Militär und Geschäftsleben sind dafür mit dem Gewicht ihrer Namen in die Schranken getreten. Schulmänner, Professoren der Universitäten, Theologen, Philosophen, Mediziner, Juristen, Künstler, Pastoren, höhere Militärs, Parlamentarier, Musiker, Gewerbtreibende: kurz Männer aus allen Ständen und aus den höchsten staatlichen Stellungen in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz haben schon vor zwei Jahren in der stattlichen Zahl von 75 Namen sich zusammengefunden und ein Comité gebildet, das den Zweck verfolgt: „allen hervorragenden Persönlichkeiten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz ohne Unterschied des Geschlechts und Standes, der Konfession und der politischen Partei, welche denken wie wir, die Gelegenheit zu bieten, sich über diese hoch-

wichtige Angelegenheit (die Reform unserer Jugenderziehung) auszusprechen."*) Als den Ersten, weil den Berufensten in dieser Angelegenheit, nenne ich den Preußischen Wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrath Ludwig Wiese, der, von 1830—1852 im Lehrfache und von da ab bis vor wenigen Jahren in den obersten Verwaltungsstellen für das höhere Schulwesen seines Vaterlandes thätig, so recht eigentlich als der Vater desselben angesehen werden kann und dem auch sicherlich Niemand staatsgefährliche oder auf den Umsturz des Bestehenden gerichtete Tendenzen vorzuwerfen wagen wird. Jeder Unbefangene wird mit mir von vorneherein bekennen müssen, daß an dem höheren Schulwesen, wie dasselbe gegenwärtig in Preußen und in Deutschland überhaupt gehandhabt wird, Manches nicht in Ordnung sein muß, wenn selbst Männer wie Ludwig Wiese mit demselben nicht mehr zufrieden sind. Deshalb kann ich es mir auch nicht versagen, den beachtenswerthen Ausspruch, mit welchem er seine Unterschrift unter jenen Aufruf begleitet, hier wiederzugeben. Derselbe lautet: „Ernste Sorge um gute Auferziehung der Kinder gehört zu den Tendenzen des deutschen Volkes. Aber die Unklarheit über das Ziel und die rechten Wege zu demselben ist groß, und auf eine erfolgreiche Verständigung darüber jetzt wenig Aussicht. Zum Wohl des Einzelnen wie der Gesammtheit erscheint nichts nothwendiger, so schwer es auch in der modernen Kulturentwickelung und unter den gegenwärtigen Ansprüchen des öffentlichen Lebens erreichbar ist, als Rückkehr zu einer gesunden Einfachheit."

Diesem Ausspruche des Chorführers in dem Verlangen nach Reform der Schule und dem als Motto dieser Schrift vorangesetzten Worte Ernst Häckel's füge ich noch einige

*) Siehe die Aufforderung mit den Unterschriften in Nr. 36 des VII. Bandes von „Schorer's Familienblatt" aus dem Jahre 1886 unter der Ueberschrift: „Gedenket eurer Kinder."

treffende Auslassungen von hervorragenden Männern hinzu, welche theils die Gebrechen der heutigen Schule, theils die Richtung, in der ihre Reform anzustreben sein wird, ausdrücken. Unter der Ueberschrift: „Dem Pädagogen" theilt Geheimer Kirchenrath Julius Sturm in Köstritz unterm 2. Juni 1886 folgende Verse mit:

„Ueberschütte nicht eifernd das Kind mit Schätzen des Wissens,
Gönn' dem belehrenden Wort Raum zur Entfaltung im Geist.
Siehe, dies Kornfeld trägt nur deshalb so ärmliche Aehren,
Weil mit zu reichlicher Saat einst es der Sämann bedacht."

A. v. Werner, der Direktor der königl. akademischen Hochschule für die bildenden Künste in Berlin, schreibt: „Wenn nach dem zuletzt gültigen Schullehrplan kleine Mädchen von acht bis neun Jahren sich nicht nur mit den Dynastien der ägyptischen Pharaonen, sondern gleichzeitig auch mit der griechischen Mythologie und den verwandtschaftlichen und sonstigen Beziehungen zwischen Venus und Amor, Zeus und Leda und andern olympischen Herrschaften beschäftigen müssen, wie ich mit staunender Bewunderung erfahren habe, so scheint ein bedenkliches Kopfschütteln in der That gerechtfertigt und an der Zeit zu sein! Bei aller Hochachtung vor dem Schulmeister, welcher bei Königgrätz gesiegt haben soll, und vollkommen durchdrungen von der Unschätzbarkeit einer universellen Bildung, glaube ich dennoch, daß unsere Kinder nicht alle Schulmeister werden können oder sollen, und daß eine menschlichere Anschauung über das, was wir von der Jugend fordern können uud was wir ihr schuldig sind, im nationalen Interesse bei uns Platz greifen sollte. Berlin, 3. Juli 1886."

Professor Dr. Hermann Cohn, Augenarzt in Breslau, hält Folgendes für geboten: „Mit einer umfassenden staatlichen hygieinischen Revision aller jetzt benutzten öffentlichen und privaten Schullokale muß die überaus wünschenswerthe Schulreform begonnen und durch energische Thätigkeit offizieller Schulärzte muß sie fortgeführt werden. Breslau, 27. Mai 1886."

Lothar Bucher, Wirklicher Legations- und Ministerialrath, ist der Ansicht: „Man hat vielleicht zu sehr vergessen, daß das Wort Gymnasium einen Turnplatz bedeutet. Berlin, 30. Mai 1886."

Hofrath Prof. Dr. v. Oppolzer in Wien schreibt: „Schulen müssen den Bedürfnissen der Menschheit angepaßt sein. Wien, im Juni 1886."

Oberschulrath Dr. Paul Möbius drückt, was er wünscht, in Folgendem aus: „Hoffen wir, daß eine Reform kommt, welche, auf historischem Boden fußend, humane Bildung sich zum Ziele setzt, welche Schulen gründet, in denen nicht geistesstumpfe und körperlich matte Vielwisser erzogen, sondern harmonische Menschen gebildet werden. Leipzig, 25. Mai 1886."

In dem kurzen Zeitraum von zwei Jahren hat sich die Zahl derjenigen, welche eine Reform unseres Schulwesens für nöthig halten, in kaum geahnter Weise vermehrt. Aus einer Notiz, welche jüngst durch die Zeitungen ging, erfahren wir, daß die Eingabe des Geschäftsausschusses für deutsche Schulreform an den preußischen Unterrichtsminister in einem der ersten Monate dieses Jahres schon von mehr als 18000 Deutschen unterschrieben war, wobei erst zu beachten ist, daß, wie zugleich mitgetheilt wird, der Tod des Kaisers Wilhelm und der wenige Wochen später folgende Heimgang seines Sohnes, des Kaisers Friedrich III., die Aufmerksamkeit von der Bewegung vielfach abgelenkt, und daß deshalb der Geschäftsausschuß den Abschluß der Liste hinausgeschoben hat.

Nach diesen Vorgängen wird Niemand mehr leugnen können, daß ein lebhaftes, in weiten Kreisen gefühltes Verlangen nach einer Reform des deutschen Schulwesens sich geltend macht, und da Männer aus den höchsten Stellen im Staate, deren Namen bei allen Parteien im Vaterlande und weit über seine Grenzen hinaus bekannt und von gutem Klange sind, dafür eintreten, so wird auch Niemand zu behaupten wagen, daß dies Verlangen ein voreiliges, unbedachtes oder

ein von der Unzufriedenheit mit den bestehenden politischen Verhältnissen oder von der sogenannten Tendenz-Opposition eingegebenes sei. Auch erstreckt sich dieses Bedürfniß nach Besserung unseres deutschen Schul- und Erziehungswesens auf die sämmtlichen Schulen, wie schon aus den eben mitgetheilten Aeußerungen einzelner Männer hervorgeht; hier aber — das mag gleich im Voraus bemerkt werden — will ich nur über den verbesserungsbedürftigen Zustand des Unterrichts auf unsern sogenannten gelehrten Schulen, speziell der Gymnasien mich aussprechen, wenngleich ich durchaus der Ansicht bin, daß auch in der Elementarschule oder der sogenannten Volksschule Vieles zu bessern und zu ändern ist. Denn die „Umkehr der Wissenschaft" ist nicht blos von den Universitäten und Gymnasien, sondern von allen Unterrichtsanstalten bis auf die Volksschule seiner Zeit gefordert und mit einem leider nur zu fühlbaren Erfolge in's Werk gerichtet worden.

Wodurch aber erkennt man, daß nicht Alles in unseren Schulen gesund ist? so darf man mit Recht fragen, denn jene Namen berühmter und hochgeehrter Männer beweisen an sich noch nichts, so lange nicht aus den Erfolgen, welche die heutige Unterrichtsweise ergeben hat, Fehler derselben sich deutlich erkennbar machen. Aus ihren Früchten sollt ihr sie erkennen: das muß auch hier als Grundsatz festgehalten werden. Darum kann ich mich, ehe ich meine Vorschläge zu einer Reform vorlege, der Nothwendigkeit nicht entziehen, den Nachweis zu führen, daß unsere Schulen nicht so sind, wie sie sein sollten, und daß die in der heutigen Jugend sich kundgebenden Mängel, Gebrechen und Verirrungen im Wesentlichen aus den Fehlern der heutigen Unterrichtsweise hervorgehen.

Was wirft man der heutigen Jugend vor?

Ich bezeichne da an erster Stelle dasjenige Uebel, aus dem viele, ja fast alle Mängel, Fehler und Gebrechen fließen, an denen unsere Zeit krankt: die vorwiegend zur Herrschaft

gelangte materielle Weltanschauung, den krassen Realismus, von dem die junge Welt zum großen Theil erfüllt ist. Man will so schnell und so mühelos wie möglich mit dem Lernen und dem Studiren fertig werden, um die Früchte der Saat, gleichgültig, ob diese reif sind oder erst angesetzt haben, zu ernten, um genießen zu können. Daher die Frühreife und aus ihr der Ueberdruß, die Abkehr von allem Weiterlernen, wie sie so häufig bei der Jugend unserer Tage in die Erscheinung tritt. Mit 25 Jahren, mit dem Ende der Universitätszeit und dem Staatsexamen hat man sich genug gethan, das weitere Lernen, Forschen und Studiren wird als lästiger Zwang abgethan; der junge Gelehrte, Staatsbürger, angehende Beamte ist fertig mit seiner Bildung, seinem Wissen und dem Interesse an demselben; als einziger Zweck seines Lebens erscheint ihm noch der, Carrière zu machen, in höhere Stellen und vor Allem in höhere Gehälter aufzurücken, um das Leben möglichst genießen zu können. Allem Idealen abgewandt, erscheint ihm dasselbe als eitel Dunst und ohne jeglichen Werth, unpraktisch und ein überwundener Standpunkt.

Was ist und was will diesem Jünger seiner Zeit das Leben in seinen letzten Zielen sein? Darauf giebt ihm die Schopenhauer'sche Philosophie die Antwort, und sie ist es, die zum großen Theile Schuld ist an der modernen materialistischen und realistischen Weltanschauung. Es ist bei der Wiederkehr seines 100jährigen Geburtstages im Februar dieses Jahres viel über Schopenhauer und seine Philosophie geschrieben und geredet worden; von vielen Seiten ist seine Lehre gepriesen und verherrlicht als ein Fortschritt zur richtigen Erkenntniß, von anderen, wenn freilich auch von nicht so vielen berufenen Stimmen, ist Tadel gegen seine Weltanschauung ausgesprochen und sein System, wenn überhaupt von einem solchen bei ihm die Rede sein kann, nicht allein als der menschlichen Gesellschaft verderblich, sondern auch als unlogisch in seinen Schlußfolgerungen angegriffen worden. Es ist hier

nicht der Ort, darauf näher einzugehen, das aber muß gesagt werden, daß seine Weltanschauung, ob man sie nun Pessimismus nennen will oder nicht, einen großen und verderblichen Einfluß auf die heranwachsende Generation ausgeübt hat. Sätze wie der folgende (aus „die Welt als Wille und Vorstellung"): „Wir bekennen es frei: was nach jeglicher Aufhebung des Willens übrig bleibt, ist für alle die, welche noch des Willens voll sind, allerdings nichts. Aber auch umgekehrt ist denen, in welchen der Wille sich gewendet und verneint hat, diese unsere so sehr reale Welt mit allen ihren Sternen und Milchstraßen — Nichts." Abgesehen von dieser trostlosen Lebensanschauung, die auch mit ihrem dogmatischen Nihilismus ein logischer Widerspruch ist, insofern als das formale Absolute, das Ding an sich, von dem auch Schopenhauer gleich Kant ausgeht, das eigentlich Seiende durch Selbstnegation nicht zum Nichts werden kann, so tritt auch mit dem Willensprinzip das subjektive Ich vollkommen in den Vordergrund und mit ihm der krasse Egoismus, die Selbstsucht in sittlicher Beziehung, die schließlich in platte Genußsucht ausarten muß. Sonach, — und das ist mir vielfach in Unterhaltungen mit jüngeren gebildeten Leuten, den Zöglingen unserer höhern Schulen und Universitäten, als „der Weisheit letzter Schluß" bekannt worden — ist die Quintessenz des Lebens die Nirwana und zu ihr führt die Selbstvernichtung; doch wenn man das nicht will und davor zurückschreckt, so bleibt nur übrig, das Leben so früh als möglich nach seiner sinnlich-realen Seite auszubeuten, es zu genießen. Daher der frühe Widerwille am Forschen, Sichweiterbilden, am Wissen und Erkennen; alle Thätigkeit hat nur den einen Zweck, sich die Mittel zum Genuß zu erwerben; was dahin nicht zielt, ist unnützer Ballast, ist unpraktischer Idealismus. Daher das so oft recht widerwärtig in die Erscheinung tretende Streberthum, das Jagen und Rennen nach Geld, einträglichen Aemtern und im Dienste des Erwerbens verwendbaren äußeren Ehren

und Auszeichnungen. Alles ideale Streben, die Werthschätzung der ewigen, der Menschheit unentbehrlichen geistigen Güter und Vorzüge wird, wenn nicht offen verspottet, so doch innerlich verhöhnt und verlacht. Damit sinkt denn auch das sittliche Handeln an sich unter den Werth des menschlichen Strebens hinab; nur der Schein muß gerettet werden; denn das ewige, in jedes Menschen Brust lebende Sittengesetz läßt sich doch nicht ohne Weiteres beseitigen, man muß sich mit ihm abfinden, so gut es geht. Nichtig sind alle geistigen Güter, alle Begeisterung für das Edle und Hohe. Wer seine Zeit verstanden hat, der lacht über diese aus der Rumpelkammer einer längst überwundenen Zeitanschauung hervorgeholten Nichtse. Es giebt nur Eins, das berechtigt ist zu existiren: Ich, mein Wille, d. h. meine Bedürfnisse, meine Genüsse und das Ausbeuten der Zeit, der Dinge und der Menschen. Das ist dann die letzte Stufe des Realismus, der sich in dem Cynismus, wie er in der schöngeistigen (?) Literatur des jüngsten Deutschlands zu Tage tritt, charakteristisch manifestirt, und während er angeblich die Natur und die Wahrheit auf den Thron heben will, in der Wahl des Gegenstandes und im Ausdruck nur das Obscöne und Gemeine kultivirt.

Man wird mir hier entgegenhalten, daß die Beschäftigung mit der Philosophie nicht der Schule, sondern vorwiegend der Universität zusteht, und daß demnach, wenn der Schopenhauer'sche Pessimismus der Jugend verderblich geworden ist, dafür nicht die Schule verantwortlich gemacht werden kann. Das ist doch nur scheinbar zutreffend. Die Schule trifft auch hier vorwiegend die Schuld, insofern als sie durch die Art ihres Unterrichts, der einseitig den Verstand pflegte und Geist und Gemüth zu wenig beachtete, die Jugend nicht in den Stand gesetzt hat, sich gegen die verderbliche Lehre einer solchen Philosophie zu wehren; weil man zu wenig das eigene Denken und das eigene Urtheil geweckt und genährt hatte, darum fand die junge, sich mit dem Studium der Philosophie

beschäftigende Generation in sich selbst keine Waffe, sich gegen die neue Weisheit eines dem Leben und der Menschheit entfremdeten und abholden Gelehrten, in dessen Herzen nur Eitelkeit und Selbstsucht einen Platz haben, zu schützen. Auch hat seine Lehre erst nach seinem Tode im Jahre 1860 sich in weitere Kreise verbreitet, weil bis dahin die Hegel'sche Philosophie, von der man denken mag, wie man will, der man aber den Zug zum Idealen und die Pflege desselben nicht absprechen kann, noch in dem denkenden Theil der Nation, sowohl bei den Jungen wie bei den Alten fortwirkte. Auch hier in den beiden sich entgegenstehenden Epochen, der Herrschaft der Hegel'schen und jener der Schopenhauer'schen Philosophie, zeigt sich, einen wie großen Einfluß die Schule auf die Gestaltung der ganzen Welt- und Lebensanschauung einer Zeit ausübt. Weil man in neuerer Zeit den Unterricht in unseren gelehrten Schulen mehr auf die formale Bildung, die Aneignung von Kenntnissen, von einem gewissen Maß des Wissens, als auf die gleichmäßige Ausbildung von Verstand, Geist und Gemüth gerichtet, weil man versäumt hatte, die Jugend mit Liebe und Begeisterung für die höchsten, die idealen Güter der Menschheit zu erfüllen, darum konnte sie um so eher einer dem Streben nach diesen ewigen Gütern als den Leitsternen in der Entwickelung des Menschengeschlechtes zur Gottähnlichkeit abholden und dem öden, trostlosen Nihilismus, als dem letzten Ziel unseres Seins, zustrebenden Philosophie anheimfallen. Schule und Leben stehen zu einander in dem Verhältniß von Ursache und Wirkung, jene bedingt dieses; der Geist, der in der Schule herrscht, wird sich in der in ihr großgewordenen Jugend im Leben bethätigen. Die Schule giebt dem Zeitalter seine charakteristische Eigenthümlichkeit, sein Gepräge und alle anderen Faktoren, welche bei dieser Gestaltung noch in Betracht kommen, wie die Familie, die Zeitgeschichte, die Gesellschaft, der Staat und die Gemeinde 2c. 2c., treten erst in zweiter Reihe in Rechnung.

Wenn ich nach diesen allgemeinen Bemerkungen auf die Art und Weise, wie heute der Unterricht auf unseren Gymnasien ertheilt wird, übergehe, so muß ich mich dem Urtheile eines namhaften neueren Philologen anschließen, der vor Kurzem in einem Aufsatz „Zur Gymnasialreform"*) sein offenes Bedauern darüber ausspricht und es klagend bekennt, „daß ihm das Herz blutet, wenn er sieht, wie die von den größten Geistern Europas getheilte Begeisterung für die großen Seiten der antiken Kultur nicht allein dem Indifferentismus, sondern auch der Abneigung gegen die klassischen Studien Platz gemacht hat." Den Grund dieser Abneigung findet er darin, daß, wie er sagt, genau genommen keine klassische Bildung mehr auf den Gymnasien existirt, „es existirt nur formelle Bildung, d. h. es wird Jahr aus Jahr ein griechische und lateinische Grammatik gepaukt und an wenigen Brocken griechischer und lateinischer Schriftsteller einexerzirt, die selbst noch in der Prima unter formell-grammatischem Gesichtspunkt gefaßt werden. Die grammatischen Regeln sind die Hauptsache, der Schriftsteller und sein Inhalt ist Nebensache."

Weiter heißt es dann: „Die Schüler haben ja nur in geistloser Weise Grammatik und Phrasen gepaukt, nicht aber die Sprache aus den Schriftstellern kennen gelernt . . . Dazu kommt, daß das, was freudlos ohne wahres geistiges Interesse gelernt worden ist, in wenigen Jahren vergessen wird. Wenn die alten großen Philologen, wie Fr. A. Wolf, G. Hermann u. A., wieder aufständen, sie würden ein Verdammungsurtheil über die heutige Methode der klassischen Studien aussprechen. Ueberhaupt sahen unsere großen Humanisten seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts das Bildende der klassischen Studien bei Weitem weniger in der formellen Schulung der Jugend durch Nachahmung der alten

---

*) Siehe „Vossische Zeitung" vom 11. September 1887.

Stilmuster, als in der Aneignung des freien, selbstthätigen, auf die ethische Durchbildung des Menschen und auf richtige Erkenntniß der Natur gerichteten Geistes der alten Völker gegenüber der dogmatischen Knechtschaft und dem drückenden Kastengeiste des Mittelalters und des Anfangs der Neuzeit." *)

Diesen auf Wahrheit beruhenden Beobachtungen über die heutige Behandlung der klassischen Studien auf den Gymnasien habe ich im Allgemeinen nur noch Weniges hinzuzufügen. Es wird heute Vieles gelehrt und gelernt, die Menge dessen, was gewußt werden muß, ist ungemein angewachsen; von den alten griechischen und lateinischen Klassikern werden manche Abschnitte auswendig gelernt; der Memorirstoff ist von der untersten bis zur obersten Klasse ein sehr reichhaltiger; sophokleische Tragödien werden von den Schülern der obersten Klasse im Urtext aufgeführt: aber Alles wird vorherrschend äußerlich getrieben, angelernt, eingeübt, nicht geistig verarbeitet und als selbsterworbenes, weil selbstdurchdachtes

---

*) Leicht wäre es, aus den täglich in Fach- und anderen Zeitschriften sich findenden ähnlichen Aeußerungen von Männern der Wissenschaft und namentlich auch von Pädagogen zu dem obigen noch ähnliche Belege für die Nothwendigkeit der Reform unserer Gelehrtenschulen herbeizubringen. Hier sei nur noch auf die Festrede hingewiesen, welche Professor Adolf Ernst am diesjährigen Geburtstage König Karls von Württemberg im Polytechnikum zu Stuttgart gehalten hat und in der sich auch folgende Stelle findet: „Gewiß ist die Forderung gerecht, unsere humanistische Jugendbildung mehr mit den Lebensaufgaben der Gegenwart in Einklang zu bringen, aber erzieherisch und allgemein bildend wirken die modernen Kulturmittel im Rahmen der Gymnasien und Realschulen nur dann, wenn auch durch sie im Unterricht nicht blos das nackte Nützlichkeitsprinzip, sondern vielmehr das ethische Streben nach Wahrheit und Erkenntniß in den Vordergrund gestellt wird." (Die gehaltvolle Rede ist jüngst bei Julius Springer in Berlin im Druck erschienen.)

Wissen und Können gewonnen und aufgenommen. Wenn irgendwo, so gilt im Reiche des Wissens der Grundsatz: Nur das weiß der Mensch zu schätzen und wahrhaft zu nützen, was er selbst erworben, d. h. hier, durch die Thätigkeit seines Erkennens und Denkens verarbeitet und zu dauerndem Besitz in sich aufgenommen, nicht blos durch das Gedächtniß auf eine Zeit lang sich angeeignet hat.

Die vorherrschend äußerliche, gedächtnißmäßige Aneignung von Kenntnissen hat zur Folge, daß in unserer Jugend nicht selten der Reiz, die Befriedigung, die hohe, unschätzbare und unverlierbare Freude am Lernen und Wissen schon früh erstirbt und ersterben muß, ohne welche ein Weiterstreben, ein nie zu stillender Durst nach Vertiefung und Vermehrung des Wissens undenkbar ist. An seine Stelle tritt sehr bald und sehr oft Unbehagen, Kälte, Gleichgültigkeit gegen die Wissenschaft und das Studium, und daraus erklärt sich die in der heutigen jungen Männerwelt weitverbreitete, wahrhaft überraschende Theilnahmlosigkeit an den idealen Interessen und den geistigen Kämpfen, welche die Gegenwart bewegen. Dagegen finden wir schon bei den heutigen Schülern der mittleren und höheren Klassen der Gymnasien und Realschulen die Sucht, das studentische Leben und seine Genüsse vorweg zu nehmen, bei den jungen Beamten das öde Streberthum, die Jagd nach einer einträglichen Stellung, nach Rang und vor Allem nach gutem Gehalt.

Was die Schule gefehlt hat, kann auch durch den Geist, der in dem heutigen Verbindungswesen auf den Universitäten im Allgemeinen, namentlich in den Corps herrscht, schwerlich wieder gut gemacht werden. Die Kneipe und der Fechtboden, Aufzüge und renommistischer Pomp aller Art, der Frühschoppen und die Mensuren nehmen das Hauptinteresse in Anspruch, und die Unterhaltung auf der Kneipe

dreht sich fast ausschließlich um diese Dinge.*) Man werfe mir nicht vor, daß ich der glückseligsten Zeit unserer Jugend, dem deutschen Studententhum, seine Lust und seinen Frohsinn verkümmern möchte; davon bin ich weit entfernt. Noch heute, da mein Haar längst ergraut ist, bebt mein Herz vor Freuden, wenn ich die bunte Mütze und das Band eines Verbindungs-Studenten erblicke. Aber trotzdem frage ich mich doch sehr oft: Woher kommt es, daß unsere junge, dem Studentenleben entwachsene Männerwelt so auffallend selten an dem, was das Leben der Gegenwart im tiefsten Innern bewegt, lebhaften Antheil nimmt? Weder die politischen Ereignisse, noch die religiösen und kirchlichen Kämpfe der Gegenwart, weder die sozialen Zustände, noch das so mannigfaltig auftretende Vereinsleben, das in seinen kaleidoskopartigen Wechselbildern immerhin auf eine Besserung unserer gesellschaftlichen und gewerblichen Zustände hinstrebt, erregen bei der Mehrzahl unserer jungen, auf der Vorstufe ihrer Beamtenlaufbahn stehenden Männer ein tiefergehendes Interesse.

Das Alles war früher anders, und man braucht kein „Lobredner der vergangenen Zeit" zu sein, um das wahrzunehmen. Das aber liegt zum größten Theil daran, daß früher auf den Schulen der Zug zu dem Idealen geweckt und großgezogen wurde, weil die Methode des Unterrichts eine mehr Herz und Geist durchdringende und erwärmende war, wie heute, weil sie eben wegen dieser ihrer idealen Eigenart haften blieb in Geist und Gemüth, aus den Jugendjahren in das Mannes-

*) Es dürfen hier Exzesse, wie sie jüngst von Mitgliedern des „Corps" Hasso-Borussia in Freiburg gegen ein ruhig sich verhaltendes fremdes Ehepaar in einem öffentlichen Lokale jener Universitätsstadt in unwürdigster Weise begangen wurden, sowie überhaupt das exclusive sich Fernhalten der Corps von allgemeinen studentischen Festlichkeiten nicht mit Stillschweigen übergangen werden.

alter, in die eigentliche Schaffens- und Wirkenszeit, mit hinüberging und die ihrem Zuge Folgenden vor dem Versinken in den Materialismus und vor einer pessimistischen Lebensanschauung bewahrte.

Auch soll hier nicht unerwähnt bleiben, welche übertriebenen Anforderungen an das Wissen und die Einsicht der Jugend die moderne Schule zu erheben wagt. Man fordert von Knaben Erklärungen und Urtheile über Dinge, die noch dem gereiften Mannesalter Stoff genug zum Denken und Begreifen bieten. Vor Kurzem wurde mir — um nur dies eine unter den täglich mit Leichtigkeit zu sammelnden Beispielen anzuführen — von dem Lehrer einer höheren Schule der deutsche Aufsatz eines dreizehnjährigen Knaben als eine „Musterleistung" vorgelegt, in welchem der Schüler über das Schiller'sche Wort „Ein Oberhaupt muß sein, ein höchster Richter" seitenlange verworrene und offenbar unverdaute Faseleien über die höchsten politischen Probleme, über Absolutismus und Verfassung, über Monarchie und Republik ꝛc. losgelassen hatte, und das wurde von dem Pädagogen (?) als eine erhabene Leistung gepriesen!! Wie in den höheren Knaben-, so wird auch in den höheren Mädchenschulen derselbe Spuk getrieben, es werden Dinge gelehrt, Ziele gesteckt und Aufgaben gegeben, die ein kindlicher Verstand unmöglich bewältigen kann, es sei denn, man begnüge sich mit hohlen Phrasen oder unverstandenem, von Aelteren auf- und hergenommenem Wissen — d. h. auf Kosten der kindlichen Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit. Um auch hier ein Beispiel anzuführen, berufe ich mich auf einen Vorgang, der unlängst in der Reichshauptstadt nicht geringes Aufsehen erregte und über welchen ich den Mittheilungen einer Berliner Zeitung*) Folgendes entnehme: Der berühmte Maler, der schon Eingangs erwähnte Direktor der Berliner akademischen Hoch-

*) „Vossische Zeitung".

schule für die bildenden Künste, Anton von Werner, schrieb der genannten Zeitung unter dem 16. Dezember 1886 unter Anderem:

„Meine beiden Töchter von 12 und 13 Jahren verlangten am vergangenen Sonnabend von mir Mommsen's römische Geschichte. Auf meine Frage: wozu? antworteten sie, sie sollten nächstens einen Aufsatz über das Thema ausarbeiten: „Die Gedanken des Scipio und Hannibal bei ihrer Begegnung vor der Schlacht bei Zama." Da fiel mir ein, was Romeias zu Praxedis im Ekkehard sagt: „Mög' Euch doch ein Donnerwetter sieben Klafter tief in den Erdboden hinein verschlagen!" und ich sagte meinen Kindern: Nach dem zu urtheilen, was ich aus eigener Erfahrung von den Helden weiß, mögen Scipio und Hannibal Jeder vom Andern so ungefähr gedacht haben; schreibt das nur hin und sagt, ich hätt's Euch gesagt, dann braucht Ihr Eure Gedanken nicht aus Mommsen abzulesen. Am Montag darauf fand eine durch Herrn J. Schorer veranlaßte vertrauliche Besprechung von 7 bis 8 Herren, Dr. Küster, Baurath Ende, Geh. Rath G. Hauck, Dr. Bach, Abgeordneter Schrader u. A., statt, und ich erzählte nebenbei diese kleine Geschichte. Am Dienstag oder Mittwoch stand sie — ohne mein Zuthun — in allen Zeitungen, und der betr. Aufsatz ist nicht zur Ausführung gekommen, sondern statt dessen ein sehr anregendes Thema: „Ein Gang durch die Leipziger Straße." Ich muß gestehen, daß ich über den Lärm, welchen diese kleine Geschichte in den Zeitungen geschlagen, ganz erstaunt gewesen bin. Mich hat das Thema an und für sich gar nicht besonders überrascht, weil ja ähnliche Themata in Hülle und Fülle überall aufgegeben werden und weil ich bisher immer mit aufmerksamen Augen und schuldiger Ehrfurcht der wachsenden Erkenntniß und wissenschaftlichen Ausbildung unserer Jugend gefolgt bin, und mit Bewunderung z. B. gesehen habe, wie kleine Mädchen über die kristallinischen Formen der Salze und anderer Mineralien ganz

genau Bescheid wußten, während sie vermuthlich Hafer von Gerste oder eine Birke von einer Buche nicht zu unterscheiden vermochten. Und gar in Geographie und Geschichte und Literatur! Sämmtliche Gebirge und Meerbusen von Asien, Amerika, selbst Afrika nur so am Schnürchen herzählen können, ist nichts Außergewöhnliches — nur in der nächsten Umgebung von Berlin und der Mark Brandenburg wissen sie allerdings weniger Bescheid. Geschichte: die ältesten Dynastien der ägyptischen Pharaonen sind ihnen nicht unbekannt, Hellas' Götterlehre vielleicht sogar überstrahlt schon die ersten Jahre ihres Schuldaseins mit ihrem verklärenden Lichte, — und gar die Odyssee und Ilias, das Nibelungenlied und manches Andere, was mir erst in vorgerückterem Alter zugänglich und verständlich geworden ist, es ist jetzt sogenanntes „Gemeingut". Glückliche Jugend! Warum da der Lärm über „Scipio und Hannibal"? Vor einiger Zeit brachte eine Zeitung die Mittheilung, daß in irgend einer Schule als Sonntagsarbeit die Aufgabe gestellt sei: von 843 735 604 (oder so ungefähr) die Ziffer 642 so lange abzuziehen, bis nichts mehr übrig bleibt. Es hat sich Jemand den Spaß gemacht, auszurechnen, daß dazu, bei so und so vielstündiger Arbeit täglich, etwa drei Vierteljahre nöthig wären. Ich hab's nicht nachgerechnet. Mein hochverehrter Freund Dr. E. Frommel erzählte mir vor Jahr und Tag einmal, daß eine seiner Töchter einen Aufsatz aufbekommen habe (ich erinnere mich des Themas nicht mehr, es wird aber nicht sehr weit von „Scipio's und Hannibal's Gedanken bei Zama" entfernt gewesen sein), welchen sie nicht allein bewältigen konnte. Der gütige schrift- und stilgewandte Vater half dabei und das Töchterchen kam weinend nach Hause — statt einer Nro. I, wie sonst, hatte sie diesmal Nro. III. bekommen. Mein verstorbener Freund J. V. v. Scheffel sagte mir, als sein Sohn Victor das Abiturientenexamen cum laude bestanden hatte: „Der hat jetzt genug daran, von Universität und Studiren will er nix mehr wissen, Soldat will er werden,

alles Andere ist ihm verekelt." Muß also wohl eine vorzeitige Uebersättigung seines geistigen Magens eingetreten sein. Und Alles der Bildung wegen! Es sind mir in Folge der Verbreitung meiner Aeußerung durch die Presse von nah und fern zustimmende Erklärungen, zum Theil mit Uebersendung außerordentlich interessanten und werthvollen Materials zu der Schulfrage im Allgemeinen zugegangen, woraus ich zu meinem eigenen Erstaunen ersehe, daß ich mit der kleinen Geschichte unbewußt an die richtige Glocke geschlagen habe . . ."

Wenn nach alledem zugestanden werden muß, daß das deutsche höhere Schulwesen unserer Zeit an gefahrdrohenden Mängeln leidet, so folgt mit Nothwendigkeit, daß eine Wandelung in der Methode des Unterrichts und der Erziehung in dem Sinne zu bewirken ist, daß man auch die vergangene Zeit sich zur Lehrmeisterin dienen läßt und was in ihr brauchbar erscheint, beachte und wieder verwende.

Wie es vor einigen Dezennien um den Unterricht auf den preußischen Gymnasien im Großen und Ganzen bestellt war und von welchen Prinzipien man sich damals im Allgemeinen leiten ließ, das habe ich im Folgenden darzuthun versucht an der Art und Weise, wie ich selbst einst unterrichtet worden bin.

Da aber die ersten Jugendjahre mit ihren Eindrücken, Lehren und Beispielen in Schule und Elternhaus auf die Art unseres Werdens von bestimmendem Einflusse sind, und damit man zugleich erkenne, wie die Schule nicht allein auf die Zeit einwirkt, sondern auch umgekehrt diese auf jene, so sei es gestattet, zuvor einen Rückblick auf meine Knabenjahre und das elterliche Haus zu werfen, um so ein möglichst klares Bild der Zeit vor fünfzig Jahren nach ihrer Eigenart in Schule, Kirche und öffentlichem Leben meinen Lesern vor die Seele zu führen.

# Knabenjahre.

(1815—1827).

Erste Schulzeit. Elterliches Haus. Stimmung des Volkes nach den Befreiungskriegen. Religiöse und kirchliche Zustände. Die Volksschule.

In einem kleinen pommer'schen Städtchen unweit Stettin bin ich im Jahre 1815 wenige Wochen vor der Schlacht bei Belle-Alliance geboren, meine Jugendzeit ragt also noch unmittelbar in die Zeit der sogenanten „Freiheitskriege“ hinein, deren Nachwirkung sich noch überall spüren ließ, als ich zum Selbstbewußtsein erwachte. Befreit von der Last der Schmach und Knechtschaft durch die eigene Kraft und Hingabe, athmete das preußische Volk wieder auf und fing an, in friedlichen Verhältnissen sich auf sich selbst zu besinnen, durch rastlose Thätigkeit, wie sie dem norddeuschen Volksstamme eigen ist, für die Wiederherstellung seines Wohlstandes zu arbeiten und sich in den neugeschaffenen öffentlichen Zuständen zurecht zu finden.

Durch eine weise Gesetzgebung aus den Banden der Hörigkeit erlöst, wie sie noch bis in die Zeiten des französisch-preußischen Krieges auf den Bewohnern des flachen Landes gelastet,*) während die Städte noch von den staatlichen und

*) Am 9. Oktober 1807 war das Edikt erschienen, welches die bäuerliche Hörigkeit und die Erbunterthänigkeit aufhob und die Erwerbung von Rittergütern auch Bürgern und Bauern gestattete.

provinziellen Verwaltungsbehörden abhängig waren, regte der Bauer, jetzt Herr seines Bodens und nicht mehr dem adeligen Rittergutsbesitzer und dem königlichen Amtmann verpflichtet, muthig seine Kräfte, und in den Städten nahm man freudig Antheil an der Selbstverwaltung des bürgerlichen Gemeinwesens, welche seit 1808 die „Städteordnung"*) gewährt hatte. Je mehr man sich aber in dieser neuen Ordnung und in der Selbstführung der eigenen Angelegenheiten auch in den kleinen Städten in Preußen einlebte, desto mehr empfand man das Unzureichende der öffentlichen Zustände.

Wenn der geniale Reformator der bürgerlichen Zustände Preußens sich von dem richtigen Gedanken leiten ließ, sein Werk von Unten auf zu beginnen und später demselben durch die Neuschaffung der staatlichen Zustände im Geiste der neuen Zeit die Krone aufzusetzen, so begriff doch schon in den zwanziger Jahren das Volk nicht, warum man mit der Vollendung des Werkes so lange zögere. Der Bürger, zur Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit in städtischen Angelegenheiten erweckt, fragte sich, warum er nicht mitreden solle bei der Bestimmung über die öffentlichen Zustände, vor Allem bei Festsetzung der Einnahmen und Ausgaben des Staates, bei dem, was er an Steuern und Abgaben zu leisten habe. Die Unzufriedenheit, welche aus der Nichtgewährung dieser an sich so natürlichen Forderung entstehen mußte, wurde noch gesteigert durch die Blicke auf diejenigen deutschen Staaten, in denen die dem preußischem Volke im Artikel XIII der Bundesverfassung zugesagte landständische Verfassung eine Wahrheit geworden war.**)

---

*) Vom 19. November 1808.

**) Vergleiche Johannes Scherr: „Deutsche Kultur- und Sittengeschichte", 7. Auflage, 1879, Seite 549: „Die Regeneration Preußens nach dem Unglücksjahre 1806, dann die „Verfassungen", welche nach den Befreiungskriegen in den meisten kleineren deutschen Staaten eingeführt wurden, erweiterten auch diesseits des Rheines die Geltung der Bourgeoisie. So

Man fragte sich, ob es denn in Preußen mit der verheißenen Verfassung nie Ernst werden solle; man erinnerte sich an die bei dem Aufruf des Königs „An mein Volk" vom 3. Februar 1813 gegebenen Versprechungen. „Was hatten die Regierungen in ihrer bittern Noth gelobt und betheuert und — was war gehalten worden? Diese Betrachtung mißstimmte das Volk nach dem Wiener Kongreß und dem zweiten Pariser Frieden in allen Ständen: eine trübe, unzufriedene Stimmung bemeisterte sich der gesammten Nation, und hieraus mußte nothwendig eine große Gährung sich entwickeln. Was die mächtigen Herrscher oder Staatsmänner auch denken mochten, die Zeit war nicht mehr, wo man die gerechten Ansprüche des Volkes auf Freiheit und Würde der Staatszustände schnöde zurückweisen oder die Gerechtsame des Volkes mißhandeln konnte, ohne daß nur ein Murren desselben laut geworden wäre: auch in Deutschland hatte sich schon lange unter den gebildeten Ständen ein edlerer, freierer Geist entwickelt, und selbst in den Mittelklassen ein würdigeres Selbstgefühl begründet. Die Nation fühlte und wußte, daß sie Rechte habe, und begann allmälig Achtung vor denselben zu fordern. Preußen stand damals sowohl in nationaler, als in freisinniger Beziehung an der Spitze Deutschlands, dort erhob sich sohin die liberale Opposition zuerst." *)

Daß die eben zitirten Worte Wahrheit enthalten und die Zustände in Deutschland und speziell in Preußen treffend schildern, kann ich aus eigenen Erfahrungen bestätigen. Ich erinnere mich aus wenig späterer als der angegebenen

„papieren" auch die erwähnten Verfassungen waren, sie wurden in der Hand des höheren Bürgerthums dennoch zu einer Waffe, welche dem Polizeistaat Angst verursachte. Schon daß „simple" Bürger in den Ständekammern über die öffentlichen Angelegenheiten, insbesondere über die Verwaltung der öffentlichen Gelder sollten mitsprechen dürfen, mußte dem Absolutismus ein Greuel sein."

*) Wirth's Geschichte der deutschen Staaten, X. Buch, Seite 489 ff.

Zeit an die Gespräche, welche in meinem väterlichen Hause geführt wurden, und in denen ganz dieselben Klagen laut wurden. Mein Vater war ein einfacher Bürgersmann, ein Gewerbetreibender, der durch das Vertrauen seiner Mitbürger in den Magistrat der Stadt berufen war, und in meinem Vaterhause, in welchem reiche Gastfreundschaft geübt wurde und behagliche Geselligkeit herrschte und das eines der angesehensten der Stadt war, versammelten sich nicht selten die hervorragendsten Bürger, deren Unterhaltung sich dann in der Regel über die Zustände des städtischen Gemeindewesens verbreitete und sich von diesen auch den öffentlichen Angelegenheiten des Staates zuwandte.

Es verdient hierbei beachtet zu werden, daß damals die politische Stimmung nicht gemacht, ja nicht einmal von Außen her durch Zeitungslektüre angeregt wurde, denn es gab so gut wie gar keine Zeitungen im Sinne unserer Tage. Die „Stettiner Zeitung“, ein kleines, unbedeutendes, dreimal wöchentlich erscheinendes Blatt, brachte, ähnlich den Berliner Zeitungen jener Tage, nur Verordnungen der Behörden, Nachrichten über die königliche Familie und höchst dürftige Mittheilungen aus fremden Staaten; über die öffentlichen Zustände im eigenen Lande — nichts. Es konnte also die in jenen Gesprächen in meinem Vaterhause unverholen zu Tage tretende Unzufriedenheit mit den Zuständen im öffentlichen Leben nur aus den eigenen Erfahrungen und Gesinnungen hervorgehen, und es lag selbst für diese einfachen Bürger einer kleinen Stadt die Unzufriedenheit sozusagen in der Luft, sie war allgemein verbreitet — und konnte auch durch die unzureichende Abschlagszahlung der Provinzialstände nicht beseitigt werden.

Die Regierung sorgte im Uebrigen dafür, die Unzufriedenheit stets lebendig zu erhalten, wie folgender Vorgang beweist: Die Einwohner der Stadt Koblenz und der Städte und Gemeinden des ganzen Regierungsbezirks hatten dem Könige

Friedrich Wilhelm III. eine Adresse überreicht, worin sie dringend um Einführung der verheißenen Verfassung baten. Darauf antwortete der König am 21. März 1818 in „höchst ungehaltener" Weise, in dem 13. Artikel der Bundesakte sei keine Zeit bestimmt, wann die landständische Verfassung eintreten solle. „Ich werde bestimmen, wann die Zusage einer landständischen Verfassung in Erfüllung gehen soll . . . Der Unterthanen Pflicht ist es, im Vertrauen auf Meine freie Entschließung den Zeitpunkt abzuwarten, den Ich, von der Uebersicht des Ganzen geleitet, zu ihrer Erfüllung geeignet finden werde." *)

In einer solchen Zeit und in einer behäbigen bürgerlichen Familie einer kleinen Stadt wuchs ich auf. Es ist ein nicht gering anzuschlagender Vortheil, einer reichen, gebildeten, in einer großen Stadt lebenden und in den ersten Kreisen derselben geachteten Familie, die mit der sogenannten besseren Gesellschaft verkehrt, anzugehören, weil das dem Knaben schon früh vielfach Gelegenheit giebt, von einem bevorzugten Standpunkt aus Blicke in die Gesellschaft und das Leben zu thun, Manches kennen zu lernen, zu hören und zu sehen, wozu der in bürgerlichen, beschränkten Kreisen einer kleinen Stadt heranwachsende Knabe keine Gelegenheit hat. Neben der durch seine bevorzugte Stellung dem Ersteren erleichterten Vermehrung seines Wissens und frühen Uebung seiner Verstandeskräfte erlangt Jener zugleich eine gewisse Sicherheit des Benehmens und Auftretens, gegen welche die Schüchternheit und Blödigkeit des Andern zurücksteht und zwar zu dessen Schaden. Ich habe das oft schwer empfunden und habe mich von einer gewissen, aus den beschränkten Verhältnissen meiner Knabenjahre stammenden Zaghaftigkeit und Verlegenheit niemals ganz frei machen können. Dagegen habe ich aus meinem elterlichen Hause und dessen Umgebung den Sinn für ein bescheidenes,

*) Wirth a. a. O., Seite 613.

einfaches Leben, für Offenheit und Redlichkeit, sowie die Liebe zu Freiheit nnd Unabhängigkeit, welche mir während meines ganzen Lebens treu geblieben ist, als schätzbares Erbe überkommen. Wenn der bürgerliche Gewerbs- und Geschäftsmann nach Außen hin von Niemand abhängig, ganz auf sich selbst gestellt ist gegenüber dem Beamten, der vielfach auch außerhalb seiner amtlichen Thätigkeit durch Rücksichten auf seine Stellung, seine Vorgesetzten und Kollegen eingeengt wird, so ist es von selbst gegeben, daß dies Gefühl der bürgerlichen Unabhängigkeit auf die in solchen Familien heranwachsenden Kinder Einfluß üben muß.

Während der napoleonischen Gewaltherrschaft erwies es sich mehr und mehr, daß von dem im Schreiberdienst verknöcherten Beamtenthum nichts zu hoffen war. Der Adel, der fast sämmtliche höhere Verwaltungsstellen und ausschließlich die Offizierstellen im Militär inne hatte, war durch das schmähliche Verhalten vieler seiner Mitglieder, namentlich der Kommandanten, welche die ihnen anvertrauten Festungen, ohne auch nur die Vertheidigung zu versuchen, dem Feinde übergeben hatten, in bürgerlichen Kreisen völlig in Mißkredit gerathen, und das Mißtrauen, welches gegen die Befähigung und den guten Willen des Adels allgemein verbreitet war, machte wohl für die edlen Charaktere von Männern wie Stein, Humboldt, Sack u. A. eine Ausnahme, wollte aber von der noch immer im Beamtenstande und im Heere zu Tage tretenden Bevorzugung des Adels nichts wissen.

Unter die ehrenwerthen Ausnahmen von der weit vorgeschrittenen Korruption des Adels zählte in meiner vaterländischen Provinz vor allen Anderen ein Mann, der, wie man auch über sein späteres abenteuerliches Unternehmen denken mag, damals, in den ersten Zeiten der Muthlosigkeit nach den traurigen Tagen von Auerstädt und Jena, durch seine kühnen Thaten es verstand, das Vertrauen auf bessere Zeiten und die Liebe zur Freiheit aufrecht zu erhalten. Ferdinand von Schill

war dieser Volksmann und Held, und ich entsinne mich noch sehr wohl, mit welch' glühender Begeisterung meine Mutter später mir und meinen Brüdern von ihm erzählte. Es war in der Zeit seiner Kolberger Streifzüge durch Pommern, als sie ihn einmal in unserem Städtchen gesehen hatte, die durch einen Säbelhieb verwundete Stirn mit einem Tuche umbunden, voll feurigen Muthes den Säbel auf das Straßen-Pflaster stoßend und zur Ausdauer und zum Kampfe ermuthigend. Ich habe später in meinen Mannesjahren in einem andern pommer'schen Städtchen unweit Kolberg die Zimmer bewohnt, in welchen Schill in jenen Tagen Quartier genommen und die noch dreißig Jahre nachher mit dem Bildnisse dieses kühnen Reiteroffiziers geschmückt waren. Da habe ich mich lebhaft der Erzählungen aus meiner Kindheit erinnert, die diesen volksthümlichen Parteigänger wie mit einem Mythus umgaben, die aber nicht wenig dazu beigetragen, die Liebe zur Freiheit und die Hoffnung auf den Sieg über den Unterdrücker des Vaterlandes zu wecken und rege zu erhalten. Und nun zehn Jahre später die bittere Enttäuschung, nachdem so viele Opfer gebracht waren! —

Die Erinnerung an die schweren Kämpfe und die großen Opfer der Befreiungskriege wurde durch die vielen unter uns lebenden Zeugen aus jener Zeit wach gehalten. Da kam häufig ein ehemaliger Lieutenant von den „freiwilligen Jägern," der nach dem Kriege als Steuerbeamter angestellt war, nebst einem seiner Waffengefährten in mein elterliches Haus, und wir Knaben lauschten mit der größten Andacht den Erzählungen dieser Männer aus ihren Kriegserlebnissen. Noch ein anderer Kämpe jener Zeit lebt mit ihnen in meiner Erinnerung. Es war dies ein königlicher Förster aus dem benachbarten meilenlangen Buchenwalde, eine wahre Hünengestalt, breitschultrig mit starkem, schon hier und da von weißen Fäden durchzogenen schwarzem Vollbarte. Auch er hatte die Kämpfe der Jahre 1813—1815 mitgemacht und war

zweimal mit in Paris eingezogen. Ich höre ihn noch, wie er unter schrecklichem Fluchen auf dem Hofe von seinem kleinen russischen Pferde stieg und donnernd und polternd in's Haus und in die Stube trat. Das viele Fluchen und Donnerwettern war so ein Erbstück aus dem rauhen Kriegsleben, das indeß der ungemein gutmüthigen Sinnesart und dem hülfsbereiten Charakter des Ehrenmannes keinen Abbruch that. Er barg in dieser rauhen Schale ein kindliches Gemüth, das wußten am besten die Armen aus den nächsten Dörfern, die zum Holzsammeln am liebsten in sein Forstrevier gingen, und wenn sie dabei auch auf verbotenen Wegen oder gegen das Forstgesetz frevelnd von ihm betroffen wurden, sich nicht allzusehr fürchteten, weil sie wußten, daß, wenn das Donnerwetter seiner Flüche sich über sie entladen hatte, dann weiter nichts geschah; er theilte wohl gar noch, wenn er zu bittere Armuth erblickte, aus seinem spärlichen Einkommen eine kleine Gabe mit. So oft er zur Stadt kam und in meinem elterlichen Hause vorsprach, blieb er vor einem großen, in der „guten Stube" hängenden Gemälde stehen, auf welchem der Moment aus dem Jahre 1805, dargestellt war, da König Friedrich Wilhelm III. in Begleitung seiner Gemahlin Luise und Kaiser Alexander I. von Rußland sich über dem Sarge Friedrichs des Großen in der Gruft der Potsdamer Garnison-Kirche die Hände zum Bunde gegen Napoleon reichen und sich ewige Freundschaft schwören. Der Zauber, welchen dieses Gemälde auf den Waldmenschen ausübte, so daß er oftmals wohl eine Stunde lang in stiller Betrachtung vor demselben stand, mochte zum größten Theil der junonischen Gestalt der im Andenken des Volkes fortlebenden und hochverehrten Königin zuzuschreiben sein.

Zu der Erinnerung an jene Hünengestalt des Försters gesellt sich noch diejenige an einen andern in der Nachbarschaft des väterlichen Hauses wohnenden Freiheitskämpfer, einen biederen, ehrbaren und achtungswerthen Tischlermeister, der

die Feldzüge als Trompeter mitgemacht und dem in einer der Schlachten die Trompete vom Munde weggeschossen war. In Erinnerung an jene Jahre des Kampfes und der Mühen sang er bei seiner täglichen Arbeit munter und mit kräftiger, weithin schallender Stimme die alten Kriegslieder, die zu uns Knaben, wenn wir auf dem benachbarten Hofe spielten, herübertönten und in uns Gefühle der Ehrfurcht und Begeisterung weckten. Auch dieser Zeuge aus den Befreiungskriegen hatte sich aus jener Zeit einen starken, festen, für Freiheit und Recht glühenden Sinn bewahrt, der durch nichts zu beugen war.

Diese Männer und mehrere andere, deren Gestalten in meiner Erinnerung verblaßt sind, erzählten oft von ihren Kriegsfahrten, und der Refrain war fast immer eine Frage nach dem Ergebniß ihrer Thaten und ihrer Opferwilligkeit. Da fehlte es denn nicht an bittern Worten, die um so ungehinderter laut wurden, als sie im Kreise Gleichgesinnter gesprochen wurden und als man in derartigen Aeußerungen damals, wo man noch von keinem Staatsanwalt und keiner Majestätsbeleidigung wußte, nur etwas Selbstverständliches und nichts Unrechtes und Unerlaubtes sah.

Auch die Lieder Theodor Körner's und anderer Freiheitssänger durchklangen meine Knabenjahre, wie „Lützow's wilde Jagd" und jenes ernste „Erhebt euch von der Erde" von Max v. Schenkendorf, das oftmals, wenn wir mit den Eltern an schönen Sommerabenden durch die dunkeln Wege des Buchenwaldes dahin fuhren, vom Vater angestimmt und von der Mutter und uns Kindern accompagnirt wurde. Die Erwähnung dieser Personen und Vorgänge, die ja an sich selbst wenig bedeutungsvoll erscheinen mögen, soll nur darthun, daß in jenen stillen zwanziger Jahren die Erinnerung an die großen Zeiten der Befreiungskriege, an die Opfer und Mühen, welche sie gekostet, und an die Versprechungen, die von den Mächtigen in jenen bangen Tagen des Ringens und Wagens gemacht,

aber noch nicht erfüllt waren, daß alles dies im Volke fortlebte und nicht vergessen war.

Noch einer Thatsache muß ich hier gedenken, die mehr wie manches Andere zeigt, wie begierig man Alles aufgriff und verfolgte, was wie eine freie That, wie eine Opposition gegen die Regierungsgewalt aussah. Die unglückselige That Sand's hatte in ganz Deutschland, wenn auch keinen Beifall, so doch Theilnahme und Mitleid mit der Verirrung und Verblendung des jungen, sonst reinen und edlen Gemüths gefunden. Im Volke mochte man von dem, was Sand zu seiner wahnwitzigen That getrieben, schwerlich eine Ahnung haben; der, welchen der Dolch des verblendeten Jünglings getroffen, erschien als der Diener einer verhaßten Regierung, also immerhin als eine Art von Mitschuldiger an der Tyrannei, für welche man das Vaterland durch den Dolch Sand's im gewissen Sinne gerächt glaubte; daher die Theilnahme in den Kreisen des Volkes für den „Tyrannenmörder". Eine ähnliche, wenn auch dunkle und unklare Vorstellung verband man mit jener That, das zeigte deutlich die stumme Theilnahme, welche man dem „Mörder Sand" in Volkskreisen erwies. Auch bis in meine kleine Vaterstadt unweit von den Küsten der Ostsee war die Kunde von dieser Frevelthat gedrungen. In dem Wohnzimmer eines meiner väterlichen Verwandten hing eine Reihe von kolorirten Bildern, auf denen die That Sand's und ihre Folgen in einzelnen Szenen dargestellt war, welche Bilder ich als ein Knabe von zehn Jahren dort oftmals gesehen und angestaunt zu haben mich erinnere. Daß ein einfacher Bürger in einer so weit vom Schauplatz der That entfernten norddeutschen Stadt sich jene Bilder gekauft und in seinem Zimmer aufgehängt hatte, das spricht für die obige in jenen Kreisen des Volkes sich äußernde Auffassung der unheilvollen That.

Groß war die Theilnahme, welche der Tod Napoleon's in allen Schichten des Volkes fand, denn von der meteor-

gleichen Erscheinung des Mannes, von seinen Siegen und seinem Ruhm, obgleich sie dem Vaterlande viel Noth und Elend gebracht, sprach man noch Jahre lang. Land und Volk hatten viel durch ihn zu leiden gehabt; meine Vaterstadt, eine kleine Festung, war Jahre hindurch von französischen oder Rheinbunds-Truppen besetzt gewesen und hatte im Jahre 1813 eine mehrmonatliche Belagerung aushalten müssen, in welcher sogar einzelne Leute Hungers starben. Durch das Bombardement, welches leichtere schwedische Kriegsboote von dem mit Armen der Oder in Verbindung stehenden See in der Nähe der Stadt aus auf diese richteten, um die Magazine der Franzosen in Brand zu schießen, waren mehrere Häuser eingeäschert worden. Als Andenken an diese Belagerung und Beschießung der Stadt sah ich später in einem benachbarten nach dem See zu gelegenen Wäldchen das Grabmal zweier schwedischen Offiziere, die auf der schwedischen Flottille gestorben und von ihren Kameraden dort bestattet waren. In der Nähe des einen die Stadt nach der Landseite einschließenden Walles zeigte man mir das Grab eines französischen Stabsoffiziers, der auf dem Walle, als er nach den Schanzen des Feindes hinausblickte, von einer Kanonenkugel getödtet und in der Nähe beerdigt worden war. Obwohl diese Belagerung den Bewohnern meiner Vaterstadt große Noth gebracht und Viele ihres Wohlstandes beraubt hatte, so habe ich doch trotz alledem, wenn später von Napoleon und seinem Tode auf St. Helena die Rede war, niemals ihn lästern oder gar auf ihn schimpfen hören. War er doch auch ein Sohn des Volkes gewesen und umgab ihn doch — wenigstens in den Augen der einfachen deutschen Kleinstädter, die kaum eine Ahnung davon hatten, wie er mit eiserner Hand die Freiheiten seines Volkes vernichtet — in seiner bürgerlichen Herkunft ein gewisser demokratischer Hauch. In ihm, der sich aus eigener Kraft zum Herrn von fast ganz Europa aufgeschwungen, der Könige ein- und abgesetzt und manches jahrhundertalte Unrecht und

eingerottete Vorurtheil zerstört und unwirksam gemacht, sah man gleichsam Blut vom eigenen Blute und erkannte, daß Genie, Talent und starker Wille mächtiger seien als fürstliche Geburt und Herrlichkeit. Wenn die Fürsten und Aristokraten den gewaltigen Kaiser, nachdem er gefallen und gestorben war, verwünschten — das deutsche Volk staunte ihn an, und wenn es ihn auch nicht liebte, so bewunderte es ihn doch und wollte lange Zeit an seinen Tod nicht glauben. Wie er einst von Elba wieder gekommen, so werde er von dem öden Felsen im weiten Weltmeere sich befreien und wieder erscheinen, dann werde aber das Volk nicht abermals Gut und Blut opfern lediglich zum Besten der Könige und Fürsten, ehe diese nicht ihre früher gegebenen Versprechen erfüllt hätten. Solche und ähnliche Reden konnte man noch in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre aus der Mitte des Volkes heraus vernehmen.

Die Bewunderung, welche man vor dem französischen Schlachtenkaiser hegte, übertrug sich während der Kriegsjahre auch auf seine Soldaten, doch nur auf die wirklichen Franzosen, die unter den mancherlei Völkern, welche seinem Sterne folgten und folgen mußten, in meiner Vaterstadt bald vorübergehend, bald längere Zeit einquartiert gewesen waren. In ihren späteren Erzählungen klagten meine Eltern oft über die Rohheit und die Gewaltthätigkeiten der rheinbündlerischen Truppen, dagegen rühmten sie den Anstand und ein gewisses chevalereskes Betragen an den französischen Soldaten und das vornehmere Auftreten derselben. Wenn man sie freundlich empfangen und ihnen guten Willen gezeigt habe, ihren Wünschen und Forderungen nach Möglichkeit gerecht zu werden, so seien sie zufrieden gewesen und hätten sich meist höflich und artig gegen ihre Quartiergeber betragen. Dabei priesen meine Eltern die stete Fröhlichkeit derselben, ihr gewandtes und aufgewecktes Wesen, den Anstand in der Haltung, dem man es angefühlt habe, daß sich Jeder als ein Glied der glorreichen französischen

Armee fühle und ihre Ehre zu vertreten habe. Das Alles machte um so größeren Eindruck auf unsere Vorfahren, als sie bis dahin in den eigenen, zumeist geworbenen Soldaten mit wenigen Ausnahmen nur den Auswurf der Völker kennen gelernt hatten, die wie Vagabunden behandelt und durch Stockprügel und barbarische Strafen, wie Gassenlaufen, entehrt und demoralisirt wurden. Während der preußische Soldat in keinem anständigen bürgerlichen Wirthshause sich niederlassen durfte und höchstens auf einem Plätzchen neben der Thüre geduldet wurde, wo er aus einem an der Kette angeschlossenen Glase seinen Schnaps trinken konnte, erschien der französische Soldat in Gesellschaft seiner Kameraden stolz und selbstbewußt im Wirthshause, Alle nahmen am Tische Platz und Jeder forderte und erhielt für das gemeinsam bestellte Getränk sein eigenes Trinkglas, mit dem sie dann unter einander anklangen, ehe sie tranken. Während es noch heute bei unseren kleinen Leuten aus dem Bürger- oder Bauernstande Gebrauch ist, daß bei einer gemeinsamen Zeche jeder Einzelne seinen Theil bezahlt, zahlte von den französischen Soldaten immer nur Einer die ganze Zeche. Es sprach sich überall eine gewisse Vornehmheit und ein auch bei den gemeinen französischen Soldaten gewecktes, allezeit reges Ehrgefühl aus. Dasselbe trat mitunter recht kraß in die Erscheinung. Aus dem Munde meines Vaters habe ich späterhin zu wiederholten Malen den folgenden Vorgang vernommen, dessen Zeuge er gewesen war. In einem Wirthshause in der Stadt brach einst zwischen mehreren französischen Soldaten ein Streit aus, in welchem der Eine von einem Kameraden schwer beleidigt wurde, und da der Beleidiger sein Wort nicht zurücknehmen wollte, so ging der Schwergekränkte hinaus und trat bald nachher mit seinem Gewehr wieder in die Wirthsstube, lud dies in Gegenwart der Kameraden, die ruhig am Tische sitzen blieben, als ginge sie die ganze Sache nichts an, setzte die Waffe an den Mund und drückte mit dem Fuße ab; der Schuß knallte

und der unglückliche junge Mann, der den ihm angethanen Schimpf nicht hatte ertragen wollen, war eine Leiche. Keiner seiner Kameraden hatte Miene gemacht, ihn zurückzuhalten.

Zu diesen Erinnerungen aus meiner Knabenzeit, welche die bürgerlichen Verhältnisse und das politische oder das öffentliche Leben, Denken, Hoffen und Wünschen des Volkes zu jener Zeit betreffen, sei hier noch Einiges über die religiösen und kirchlichen Zustände jener Tage ergänzend hinzugefügt.

In der Kirche und im kirchlichen Leben des Volkes herrschte damals noch fast allgemein und uneingeschränkt ein gemäßigter Rationalismus, nicht jene nur verneinende und glaubenslose Vernunft- oder Glückseligkeitsreligion, die am Ende des vorigen Jahrhunderts im protestantischen Deutschland weit verbreitet war, sondern ein Rationalismus, gemäßigt und geläutert durch die Erlebnisse in den Befreiungskriegen, in denen man eine sichtbare göttliche Führung und Errettung erkannt zu haben glaubte. Es war wieder Ernst geworden mit dem Glauben an eine göttliche Weltregierung, und wenn das Volk in seiner überwiegenden Mehrheit auch fern war von einer kritischen Bemängelung und Prüfung der christlichen Grundwahrheiten und noch viel mehr von einer unbedingten Hingabe an die dogmatischen Lehrsätze früherer Jahrhunderte, so war es doch in seiner naiven, kindlichen Annahme und in seinem einfachen Glauben an die Wahrheiten des Evangeliums auch fern von Zweifeln und Grübeleien über den Inhalt seiner christlichen Ueberzeugung. Es war kein Streit und Hader um Glaubenssachen weder unter Katholiken und Protestanten, noch weniger unter Lutheranern und Reformirten, unter Positiven und Freisinnigen, unter Orthodoxen und Nichtorthodoxen. Es herrschte ein unbefangenes, von keinen Zweifeln und keiner Glaubensfeindschaft und keinen Glaubensstreitigkeiten entstelltes und gestörtes kirchliches Leben im Volke, das freilich von Erweckungen und besonderen Gnadenerweisungen an Ein-

zelne nichts wußte, dabei aber auch von jedem geistlichen Hochmuth und von jeder Priesterherrschaft frei war.

Die Konsistorien, oder was damals die Stelle dieser geistlichen Behörden in dem Regiment der Kirche vertrat, ferner die Superintendenturen und die Pfarrstellen im Lande waren fast ohne Ausnahme von Geistlichen dieser Richtung besetzt, da auf den Universitäten mehr und mehr der krasse, vulgäre Rationalismus der von Schleiermacher ausgehenden vermittelnden Theologie zu weichen begann. Dieser gläubigen und doch freisinnigen immer mehr an Einfluß gewinnenden Auffassung des Christenthums zufolge lebte in den Gemeindegliedern, namentlich in dem Bürgerstande, ein sicherer Glaube und ein einfacher, kirchlicher Sinn, der sich als nichts Außerordentliches, vielmehr als etwas Selbstverständliches kundgab und sich ohne jedes Schaugepränge und jede Ostentation im Leben darstellte. Was sich heute bei den sogenannten Gläubigen als das einzig wahrhafte Christenthum anmaßend breit macht, den Namen des Herrn stets im Munde führt und das Licht seines Glaubens leuchten läßt, auch wo es nicht hingehört oder nicht passend erscheint: ein solches Christenthum, oder richtiger christliches Gebahren, war damals unbekannt. Man begnügte sich und ließ sich genügen an seinem einfachen, kindlichen Glauben und erbaute sich des Sonntags an Predigt und Gesang, hielt die Sakramente in Ehren und damit glaubte man genug zu thun, ein besonderes Aufheben machte man nicht davon.

Der sonntägliche Gottesdienst wurde von den Eltern und uns Kindern fast regelmäßig besucht; an den kirchlichen Festtagen wurde dies als eine unerläßliche Verpflichtung angesehen; die Eltern würden es für ein Unrecht gehalten haben, wenn ihre Sitze auf dem Emporium in der Kirche an solchen Tagen leer geblieben wären. Der Charfreitag wurde ernst und still verlebt, er war der Tag, an welchem die Eltern nebst den schon konfirmirten Geschwistern mit dem größten Theil der

Gemeinde das h. Abendmahl feierten. Dabei hatte sich noch dieser oder jener Gebrauch aus der katholischen Kirche in der streng protestantischen Familie erhalten: man blieb am Morgen nüchtern, und auf dem Mittagstische fehlte die Fleischspeise.

In diese einfache, ohne jedes äußere Gepränge geübte Religiösität suchte sich, wenigstens bei meiner Mutter, schon gegen Ende der zwanziger Jahre eine Art von Mystizismus Eingang zu verschaffen, ein Beweis, daß schon zu jener Zeit eine mißverstandene oder in selbstsüchtigen Absichten still verbreitete Frömmigkeit, wie eine solche in dem modernen Pietismus heute in der protestantischen Kirche des Vaterlandes zu großer Macht gelangt ist, die Schwingen zu regen begann.

An einem Sonntag-Nachmittag fand ich meine Mutter weinend und in sehr gedrückter Stimmung, was zu ihrem im Allgemeinen heiteren Naturell nicht stimmte und mich deshalb nicht wenig überraschte. Als ich sie nach der Ursache ihrer Thränen fragte, konnte ich nur mühsam und mit Unterbrechungen ihr das Geständniß entlocken, daß eine schwere Zeit der Noth über die gesammte Christenheit hereinbrechen werde, Gott habe auch wohl Ursache, uns wegen unserer Sünden zu strafen und zu zürnen. In der Nähe der Stadt sei vor Kurzem im freien Felde ein „Himmelsbrief" (das sei eine vom Himmel gefallene Schrift) gefunden worden, in welchem mit ernsten Worten Gottes Strafgericht angekündigt sei, wenn die Menschen nicht in sich gehen und sich bessern würden. Obwohl die des Wunderglaubens längst entwöhnte protestantische Denk- und Gesinnungsweise meiner Mutter sich des Zweifels an der Wahrheit des Gerüchtes nicht entschlagen konnte, so war doch durch allerhand Traktätchen, die damals schon hier und da in die Häuser eingeschmuggelt wurden, und durch mündlich kolportirte Sagen von Zeichen und Wundern der Furcht vor dem göttlichen Zorn und Strafgericht bei den einfachen, gegen dergleichen Zumuthungen nicht gewaffneten Leuten so weit vorgearbeitet,

daß erst die Hinzukunft meines Vaters, der in seiner ruhigen und verständigen Auffassung der Dinge jedem Aberglauben und Mystizismus durchaus unzugänglich war, die düstere Stimmung und die Unruhe des Gemüthes verscheuchte.

Eine großartige kirchliche Feier, der ich mich mit vielen Nebenumständen genau erinnere, fiel in mein neuntes Lebensjahr. Im Sommer des Jahres 1824 wurde nämlich die vor sieben Jahrhunderten durch Bischof Otto von Bamberg geschehene Einführung des Christenthums in Pommern festlich begangen. Auch wir Schulkinder wurden an der Feier betheiligt durch eine sogenannte, über das Leben des Heiden-Apostels mit uns in der Kirche abgehaltene Katechisation, wozu wir schon wochenlang vorher in der Schule nach Anleitung einer für die Jubiläumsfeier abgefaßten Denkschrift über das Leben des Bischofs Otto vorbereitet waren. Zum ewigen Gedächtniß an diese Einführung des Christenthums in meine vaterländische Provinz war in der Nähe der alten pommer'schen Stadt Pyritz die Quelle, mit deren Wasser Otto die ersten Christen in Pommern getauft haben soll, durch ein stattliches Mauerwerk eingefaßt und in unmittelbarer Nähe dieses Ottobrunnens ein evangelisches Landschulseminar gegründet worden: Beides auf besonderen Befehl des Königs Friedrich Wilhelm III. auf Staatskosten. Die kirchliche Jubelfeier in meiner Vaterstadt hat unter allen ähnlichen Festen, welche ich erlebte, (wie das 300jährige der Uebergabe der Augsburger Konfession 1830 gefeierte und dasjenige im Jahre 1843 ebenfalls durch eine kirchliche Feier zur Erinnerung an den Vertrag zu Verdün und das tausendjährige Bestehen des deutschen Reiches begangene), in ihrer allem Prunk abholden, einfachen und doch würdigen Form den tiefsten Eindruck auf mich gemacht; als ich später nach zehn Jahren an dem Ottobrunnen bei Pyritz stand, traten noch einmal jene Festeseindrücke lebhaft vor meine Seele.

Wenn die dreihundertjährige Jubelfeier der Uebergabe der

augsburgischen Konfession im Jahre 1830 keinen so gewaltigen Eindruck machte, so hatte das seinen Grund wohl darin, daß die volle Bedeutung der Wichtigkeit jener Thatsache dem Knaben fern lag und ihm nicht in der Lebendigkeit zum Bewußtsein kam, wie die Erinnerung an die Einführung des Christenthums, dann aber auch darin, weil ich in meiner fast ausschließlich dem protestantischen Bekenntnisse zugethanen Provinz von der katholischen Kirche und ihrer Lehre niemals etwas gesehen und erfahren hatte, so daß ich meinen evangelischen Glauben wie etwas von Natur mir Verliehenes hinnahm und seinen Werth, sowie die harten, welterschütternden Kämpfe, ihm Duldung und Anerkennung zu verschaffen, nicht zu würdigen wußte. In den Volksschulen wurde zu jener Zeit von dem religiösen Unterricht noch nicht so viel Aufhebens gemacht und ihm noch nicht eine so große Anzahl von wöchentlichen Lehrstunden eingeräumt, wie heute und seit der Einführung der Stiel'schen Regulative. Die Schule meiner Vaterstadt war eine vierklassige Elementarschule, deren erste Klasse von einem akademisch gebildeten Rektor versehen wurde. In den einzelnen Klassen war dem Religionsunterricht eine — wie man damals annahm — vollkommen ausreichende Stundenzahl — in den unteren Klassen 3—4, in der obersten 2 wöchentliche Stunden — zugewiesen. Der Unterricht beschränkte sich auf die Einprägung und Erklärung der Hauptstücke des lutherischen Katechismus, sowie auf das Auswendiglernen der vornehmlichsten biblischen Beweisstellen und der bekanntesten Kirchenlieder, unter denen, dem religiösen Bewußtsein und Bedürfnisse der Zeit entsprechend, die Gellert'schen Lieder bevorzugt wurden Von dem vielen Memorirstoff, mit dem heute der Religionsunterricht in der Volksschule überhäuft ist und der außer einer Menge von Bibelversen und Kirchenliedern noch bestimmte biblische Geschichtsabschnitte und die sonntäglichen Perikopen umfaßt, war keine Rede, noch weniger forderte man von uns

eine Ausarbeitung der am Sonntag gehörten Predigt, wie das nach dem Erscheinen der Stiehl'schen Regulative von einigen überfrommen Elementarlehrern verlangt wurde.

In den übrigen Gegenständen, außer dem Rechnen-, Lese- und Schreibunterricht, zu welchen noch Uebungen im mehrstimmigen Chorgesange kamen, war der Unterricht in der Elementarschule meiner Vaterstadt nur ein dürftiger; Geographie und Geschichte wurden in den oberen Klassen wohl gelehrt, jedoch nur unvollkommen, und da auch schriftliche häusliche Arbeiten von uns Knaben kam verlangt wurden, so konnte das Wissen, welches ich aus jener Schule mitnahm, als ich sie kurz vor Beginn meines 12. Lebensjahres verließ, nur mangelhaft sein. Im Lateinischen und Französischen hatte ich durch Privatunterricht kaum die ersten Anfänge absolvirt.

Uns Knaben blieb daher, so lange wir die Schule der Vaterstadt besuchten, viel freie Zeit, von der wir einen guten Theil im Sommer mit Spielen und Wanderungen in Wald und Feld, sowie mit Schwimmübungen im nahen bei der Stadt vorbeifließenden Fluße, im Winter mit Schlittschuhlaufen auf dem großen benachbarten See, verbrachten und auf diese Weise für unsere körperliche Gesundheit und Gewandtheit das Möglichste thaten. Auch liebten es meine Eltern, die Pferde und Wagen besaßen, im Sommer an Sonntagen weite Spazierfahrten auf benachbarte Dörfer und zu schön gelegenen Plätzen im Buchenwalde zu machen, wo im Freien gelagert und gemeinsame Spiele ausgeführt wurden, an denen wir Kinder den lebhaftesten Antheil nahmen. Wochenlange Bade- und Gebirgsreisen waren damals im bürgerlichen Stande noch unbekannt, dagegen machten die Eltern fast alljährlich im Sommer eine weite Vergnügungsfahrt, welche mir und meinen Geschwistern, die wir von der Partie sein durften, einen nicht zu beschreibenden Genuß bot.

Die Fahrt ging nach einem an dem jenseitigen Ufer

des etwa drei Meilen entfernten Madüsees reizend gelegenen großen Dorfe, in welchem eine den Eltern befreundete Familie in behaglichem Wohlstande lebte. Uns Kindern gewährte die Ueberfahrt über den eine halbe Meile breiten und drei Meilen langen See, die, wenn Wind und Wetter günstig waren, in einem großen Segelboote zurückgelegt wurde, ein ganz besonderes Vergnügen. Der See beherbergte eine seltene und sehr gesuchte Fischart, die Maräne (Coregonus maraena), von welcher sich im Munde des Volkes eine Sage erhalten hat, die uns bei der ersten Ueberfahrt von den Fischern, während sie die kostbaren gefangenen Fische aus dem Netze lösten, erzählt wurde und die, wie sie sich damals meinem Gedächtniß eingeprägt hat, hier eine Stelle finden mag.

Im frühen Mittelalter, als das nördliche Deutschland sich noch nicht lange der wohlthätigen Sonne des Christenthums erfreute, wurde aus einem Kloster Italiens ein Abt nach dem unwirthlichen Norden in das damals unmittelbar an dem Madüsee gelegene Kloster Kolbatz verbannt zur Strafe für ein schweres Vergehen gegen die Regeln seines Ordens. Dem armen Abte wollte es in dem rauhen Lande nicht behagen; er sehnte sich zurück in sein sonniges Heimatland, nach dem heiteren Himmel desselben, am meisten aber nach den Fleischtöpfen Aegyptens und nach seiner Lieblingsspeise, der Maräne, welche in Italien in einem See in der Nähe seines Klosters gefangen worden und häufig als zarter Leckerbissen seine Tafel geziert hatte. Im rauhen Pommernlande mußte er außer andern Freuden auch dieser Speise entbehren.

Als er eines Tages trübe und traurig am Ufer des See's wandelte, erschien ihm der Gottseibeiuns in menschlicher Gestalt und versprach dem grambeschwerten Mönche, seine Sehnsucht zu stillen, wenn er ihm zuvor seine Seele verschriebe, an welcher Klausel der fromme Seelenhirt wohl erkannte, mit wem er es zu thun habe. Aber sein Verlangen war

groß, er schloß den Pakt, schon in der folgenden Nacht wollte der Versucher sein Versprechen erfüllen und ein Gericht Maränen aus dem See in Italien herbeischaffen. Je weiter aber der Abend vorrückte, desto banger wurde es dem geistlichen Herrn im Kopfe und Busen, er wäre gern des Versprechens ledig gewesen, und es glückte ihm, da ihn Mutter Natur mit etwas mehr Witz ausgestattet hatte, als seinen Amtsbruder, den Abt von St. Gallen. Hinter einem der großen Steine, die schon damals am Ufer des Sees lagen, versteckte er sich und wartete still der Dinge, die da kommen mußten. Bald erschien der höllische Verführer, über den See daherfliegend, mit dem Sack auf dem Rücken, in welchem er die verheißenen Fische barg. Da krähte kurz vor Mitternacht der fast zu Tode geängstigte Abt wie ein Hahn, in welcher Kunst er es sehr weit gebracht, und der Teufel, in der Meinung, der Morgen sei schon nahe und seine Zeit vorbei, ließ vor Schreck und Aerger den Sack in den See fallen und verschwand in den Lüften. So wurde der arme Pfaffe seines Versprechens ledig und erlangte doch die Erfüllung seines heißen Wunsches. Seit jener Nacht werden die Moränen in dem Madüsee gefangen, und man glaubt und erzählt dort, daß diese Fischart in keinem andern Wasser Deutschlands gedeihe, obgleich ihre Verpflanzung oft versucht worden ist.

Nach diesen Erinnerungen aus meinen Knabenjahren, so weit ich dieselben im elterlichen Hause verlebte, wende ich mich zu dem Hauptgegenstande dieser Schrift, dem Unterricht, welchen ich auf dem Gymnasium erhalten, seiner Methode, den Lehrern und meinen Mitschülern, sowie dem Leben auf der Schule, weil ich der festen Meinung bin, daß

man, soweit dies überhaupt möglich und ausführbar ist, zu der Art und Weise jenes Unterrichts wird zurückkehren müssen, wenn man manchen Gebrechen, an denen unsere heutige Jugend krankt, abhelfen will. Mehr als eine theoretische Erörterung scheint mir die konkrete, anschauliche Zeichnung jenes Unterrichts zweckmäßig, wie ich ihn auf dem Gymnasium erhalten.

# Meine Gymnasialzeit.

1827—1836.

Methode des Unterrichts. Meine Lehrer. „Umkehr der Wissenschaft.“ Die Stiehl'schen Regulative. Wie ist der Ueberbürdung auf unsern Gelehrten-Schulen abzuhelfen? Unterricht in der Religion. Gesangunterricht. Das Leben außerhalb der Schule.

Nachdem ich von meinem sechsten Jahre an die Elementarschule meiner kleinen Vaterstadt besucht und daneben einen sehr mangelhaften Privatunterricht in den ersten Anfängen des Lateinischen erhalten hatte, verließ ich, kurz bevor ich das zwölfte Lebensjahr vollendet, das elterliche Haus, um in das Gymnasium in Stettin, der meiner Vaterstadt nahegelegenen Hauptstadt meiner vaterländischen Provinz, einzutreten, in dessen unterste Klasse ich aufgenommen wurde. Ich übergehe die ersten Jahre dieses Lebensabschnittes und bemerke nur, daß ich mit dem elterlichen Hause noch in enger Verbindung blieb, die durch die geringe Entfernung desselben von der Provinzialhauptstadt leicht erhalten werden konnte, da mich außer den Schulferien jeder Sonnabend Nachmittag in das Vaterhaus zurückführte, in welchem ich dann bis zum Sonntag Abend verweilte. Im Uebrigen war ich mir selbst überlassen, da man die sogenannten Pensionen, in welchen heute die in der Gymnasialstadt nicht heimischen Schüler untergebracht zu werden pflegen, damals kaum kannte und

die meisten fremden Schüler in gemietheten Wohnungen lebten, der Aufsicht älterer Kameraden und derjenigen ihrer Wirthsleute anheimgegeben, während viele von ihnen, wie ich selber, bei wohlhabenderen, den Eltern bekannten oder diesen als besonders freigebig und human empfohlenen Einwohnern den Mittagstisch (einen Freitisch, wie man das nannte) erhielten, an welcher sehr verbreiteten Gewohnheit sich besonders die reichen und angesehenen Kaufherren der großen Handelsstadt gern und willig, wie bei der Ausübung einer pflichtgemäßen, von den Vätern ererbten Observanz, betheiligten. Uns Schülern, die wir auf diese Weise in jeder Woche in sieben verschiedenen Familien den Tisch für uns gedeckt fanden, wurde diese humane Sitte zugleich eine gute Schule, in der wir Bescheidenheit, gute Manieren und ein höfliches Betragen uns anzueignen jedenfalls eher Gelegenheit hatten, als in den öffentlichen Speiseanstalten, die ohnehin zum Trinken und Spielen und anderen üblen Dingen nur zu leicht Gelegenheit bieten.

Die vier unteren Klassen des Gymnasiums habe ich schnell durchlaufen und bin mit dem Beginn des sechszehnten Lebensjahres in die Secunda eingetreten. Da wir in einem solchen Alter schon über uns selbst und die Dinge um uns her nachzudenken pflegen, so darf ich es hier wohl unternehmen, über die Art des Unterrichts, wie derselbe zu jener Zeit in den preußischen Gymnasien ertheilt wurde, über die Methode, die Lehrer, die Lehrmittel und das Leben auf der Schule Näheres mitzutheilen. Dabei ist es selbstverständlich, daß mir Manches von dem, was ich hier zu verzeichnen habe, erst später aus Vergleichen und Erfahrungen, die ich selber in meinem Lehramte, wie an dem Unterricht meiner Kinder und ihrer Altersgenossen machte, zum Bewußtsein kam; nichtsdestoweniger und gerade dadurch sind mir die Eindrücke, die ich von dem Schulwesen meiner Jugendzeit empfing, so lebhaft geblieben, daß das hier Mit-

getheilte als vollkommen objektiv und wahrheitsgetreu gelten kann.

Die Art und Weise des damaligen Unterrichts auf den preußischen Gymnasien kennzeichnet sich vornehmlich nach zwei Seiten hin: in der größeren Freiheit, die dem einzelnen Schüler in Hinsicht seiner Bildung und geistigen Entwickelung gelassen wurde, und dann darin, daß aller Unterricht vornehmlich auf Ausbildung des Verstandes und zugleich des eigenen Denkens und Urtheilens zielte. Man behandelte uns von früh auf als denkende Wesen, appellirte an unser Denkvermögen und ließ dabei der Eigenheit des einzelnen Schülers so viel Spielraum, als mit den Zwecken des Unterrichts und dem Ziel der Schule verträglich war. Es herrschte noch die Nachwirkung des Pestalozzi'schen Anschauungs-Unterrichtes vor; war doch einer der ersten Professoren des Gymnasiums noch ein Schüler Pestalozzi's gewesen. Man wollte uns das zu Lernende begreifen und verstehen lehren und sagte sich, daß das Gedächtniß in den jugendlichen Jahren ohnehin so rege sei, daß es mit Leichtigkeit das Material des zu Erlernenden bei rechtem Fleiße sich aneignet, und daß man es nicht unnöthig anspannen oder auf Kosten der gesammten Bildung einseitig bevorzugen brauche.

Dazu kam das zweite der beiden oben erwähnten bestimmenden Merkmale des damaligen Unterrichts: Lehrern sowohl wie Schülern war noch ein größerer Spielraum zur Entwickelung der Individualität gelassen; es gab noch nicht für jeden Unterrichtsgegenstand bestimmt vorgeschriebene Lehrbücher, deren Pensa genau in festgesetzten Schulperioden, ja in bestimmten Monaten und Wochen absolvirt werden müssen und die den Lehrer stets daran erinnern, daß er ja nicht zu viel von seines eigenen Geistes Art einfließen lasse, sondern so docire, daß der Schüler sieht, „daß er nichts sagt, als was im Buche steht". Wie aus dieser Beschränkung, zumal bei pädagogisch weniger begabten

Lehrern, nicht selten Zwang und aus dem Zwange Unfreiheit, Unlust und zuletzt steifes und unlebendiges Formelwesen im Lehren und Lernen, so floß aus jener Freiheit und Ungebundenheit Leben und Beweglichkeit und mit ihnen Lust und Liebe zu Schule und Unterricht.

Das Stettiner königliche „Marienstifts-Gymnasium", dem erst in neuerer Zeit ein städtisches an die Seite getreten ist, besaß vor fünfzig Jahren eine Anzahl tüchtiger Lehrer, die nicht nur mit gründlichen Kenntnissen in ihren Fächern ausgerüstet, sondern auch treffliche Pädagogen und — was bei einem Lehrer hoch anzuschlagen ist — selbstständige, jeder in seiner Art auf sich selbst gestellte Männer waren, von denen die hervorragendsten durch ihre bestimmt ausgeprägte und sich überall geltend machende Persönlichkeit einen erziehenden Einfluß auf die Schüler ausübten.

Bei der Freiheit und Beweglichkeit, die dem Lehrer gelassen war, mußte aber diese Selbstständigkeit des Charakters, die Eigenart des Geistes und der Bildung um so schwerer in's Gewicht fallen. Für die meisten Lehrgegenstände gab es, wie schon erwähnt, noch keine Handbücher; nur für die Sprachen existirten bestimmte Grammatiken; in der Geschichte, in der Mathematik und in fast allen übrigen Disziplinen unterrichtete der Lehrer ganz selbstständig. Dem Schüler waren noch nicht diese Unmassen von Hülfsmitteln und Eselsbrücken geboten, die ihm heute das Nachschlagen und Suchen ersparen, damit aber auch das eigene Denken und Forschen beeinträchtigen. Man erstaunt, wenn man heute die Büchersammlung eines Schülers der mittleren oder oberen Klassen des Gymnasiums durchsieht: Da findet man, außer den Grammatiken der alten Sprachen und des Französischen, Vocabularien fast für jeden lateinischen, in den Klassen gelesenen Autor, außerdem aber noch für einige derselben vollständige, von Kapitel zu Kapitel fortschreitende Handbücher für die Präparationen, die das Nachschlagen ersparen, ge-

schweige denn die zahlreichen Uebersetzungen, die, wenn auch in der Schule nicht geduldet, doch heute dem Schüler in jedem Buchladen für wenig Geld zugänglich sind. Und diese Büchersammlung wird noch durch mathematische, geschichtliche, geographische, physikalische, chemische, botanische 2c. 2c. Leitfäden, durch Compendien für den religiösen, den literargeschichtlichen Unterricht und für manche andere Disziplinen vermehrt.

Vor fünfzig Jahren war es anders. Außer den Grammatiken für drei oder vier Sprachen, den Ausgaben der römischen und griechischen Klassiker und zwar ohne andere als auf die Textes-Varianten bezügliche Anmerkungen und ohne Vocabularien besaßen wir fast nichts an Büchern. Freilich mußten wir uns deshalb schon von der Quarta an für die Vorbereitungen auf den Cornelius Nepos mit dem Scheller'schen oder einem ähnlichen Lexikon in Folio, und ebenso für die später beginnende Lektüre des Xenophon und Homer mit Passow's oder Rost's griechischem Wörterbuche herumschlagen, und was diese nicht verriethen, das mußte eigenes Nachdenken, Vergleichen, Etymologisiren und Combiniren herauszubringen suchen. Das war freilich mühsam, und bei manchen schwierigen Stellen des alten Autors wollte uns oft die Geduld verlassen; wie groß war aber auch die Freude, wenn wir endlich den Sinn der Worte gefunden hatten!

Diese Uebung des eigenen Denkens, des Forschens und Suchens wurde nicht wenig ermuntert durch die bedeutendsten unserer Lehrer, auf deren Eigenart im Unterricht ich hier um so mehr etwas näher eingehen muß, weil ich der Ansicht bin, daß in der von diesen Lehren befolgten Methode ein Hauptunterschied der ehemaligen Schulbildung von der heute vorherrschenden zu suchen ist.

Unter jenen hervorragenden und am meisten auf uns einwirkenden Lehrern steht mir vor Allen die Persönlichkeit des Professors Schmidt lebhaft vor Augen, der in den

beiden oberen Klassen des Gymnasiums lateinischen und griechischen Unterricht ertheilte. Er forderte eine gründliche und selbstständige Vorbereitung für den Autor, den wir unter seiner Leitung zu behandeln hatten, und begnügte sich nicht mit einer vagen, um den Sinn und die Bedeutung der einzelnen Stelle herumschweifenden Uebersetzung, sondern verlangte eine genaue, scharf zutreffende, der Grundbedeutung des Wortes entsprechende Wiedergabe, aus der dann das Verständniß der Stelle in ihrem Zusammenhange mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden sich mit Nothwendigkeit ergeben mußte. Bei besonders schwierigen Stellen forderte er nicht selten die Schüler zum Aussprechen ihrer oft sich scharf entgegentretenden Ansichten und zur Belegung derselben mit Gründen auf. Das gab dann häufig zu einer eigenartigen kritischen Beleuchtung der Stelle Anlaß und verwandelte manche Stunde in eine lebhafte Disputirübung, in der die jungen Geister bisweilen scharf aufeinander platzten, und Scharfsinn und Schneidigkeit Anerkennung fanden, während unklares Denken, Unwissenheit und Anmaßung reichen Spott als wohlverdienten Lohn davontrugen.

Allerdings wurde auf diese Weise ein kritisches Geschlecht herangebildet, in welchem schon auf der Schule der selbstdenkende und urtheilende Geist erweckt war, der sich gewöhnte, auch später im Leben selbst zu prüfen und nur das als wahr und richtig gelten zu lassen, was er als solches erkannt hatte. Ich erinnere mich noch mancher dieser Lehrstunden, in welcher der Streit um die Wiedergabe einer Stelle in einem der griechischen oder lateinischen Autoren so lebhaft geführt wurde, daß das Einschreiten des Lehrers kaum die erhitzten Gemüther beruhigen konnte. Dabei rückte freilich die Lektüre dann nur langsam vor, ob das aber ein großer Nachtheil war bei der Art der Behandlung der alten Schriftsteller, wie sie damals bei uns getrieben wurde, das soll hier nicht weiter untersucht werden.

Noch eine andere bedeutende Persönlichkeit hat als Lehrer auf uns einen hervorragenden Einfluß geübt; es war dies der Professor Ludwig Giesebrecht, dem der Unterricht in der Geschichte und Geographie, sowie im Deutschen (Literaturgeschichte und Aufsätze) in den oberen Klassen des Gymnasiums anvertraut war.*) Wie einige unserer Lehrer, unter ihnen auch der eben erwähnte Professor Schmidt und ein Professor Böhmer, hatte er als Jüngling die Befreiungskriege mitgefochten und, nachdem er nach Beendigung derselben seine Studien wieder aufgenommen und vollendet, noch voller Begeisterung für die damals im höchsten Flor stehende Burschenschaft sein Lehramt angetreten. Strenge Wahrheitsliebe, Rechtlichkeit und unerschütterliche Gewissenhaftigkeit in Erfüllung seiner Pflichten zeichneten ihn aus und gewannen ihm schnell die Liebe und Verehrung seiner Schüler. Dazu kam eine imponirende Persönlichkeit, eine seltene Ruhe und Würde und eine tiefe, ideale, poetische Auffassung und Durchdringung des Lebens, die ihn und seine Art des Unterrichtens anziehend und — was wir erst später richtig würdigen konnten — werthvoll und bestimmend für das ganze Leben machte. Ihm und seinen, oft großen, aber stets das eigene Denken und die Freude am Schaffen anregenden Anforderungen in dem geschichtlichen Unterricht und in den Aufgaben für die deutschen Aufsätze verdankt Einer meiner Mitschüler, und zwar Einer der Begabtesten, der später sich einen geachteten Namen erwarb, Robert Prutz, den längst die vaterländische Erde deckt, zumeist die nachher deutlich zu Tage tretende Vorliebe für die Vertiefung in das Studium der Geschichte, namentlich der

*) Ludwig Giesebrecht hat sich in der literarischen Welt durch ein Handbuch der Geschichte, vornehmlich aber durch seine „Wendische Geschichten“ (3 Bände, Berlin 1834) und als Dichter durch einen Band Gedichte bekannt gemacht. Der berühmte Geschichtsschreiber Wilhelm v. Giesebrecht in München („Geschichte der deutschen Kaiserzeit“ 2c.) ist ein Neffe Ludwig’s.

Literatur- und Kulturgeschichte der Deutschen, so wie nicht minder die Gewandtheit seines Stils und die klare und durchsichtige Darstellungsweise in seinen Schriften.

Der Unterricht Giesebrecht's in der Geschichte war nicht minder als der unserer anderen Lehrer auf Begreifen und Aneignen des Stoffes Seitens der Schüler gerichtet. Schon in Quarta begann der Unterricht in der Weltgeschichte, und der Stoff war so vertheilt, daß für Quarta und Tertia die alte, für Secunda die mittlere und für Prima die neuere Geschichte entfiel. Ein Lehrbuch gab es damals für den uns zu ertheilenden Geschichtsunterricht nicht; der Professor trug die Geschichte frei vor, wir durften, so viel wir konnten, mitschreiben und mußten zur nächsten Stunde das Pensum ausgearbeitet haben und vorlesen. In größeren Zwischenräumen fanden mündliche Wiederholungen statt. Die Ausarbeitungen machten uns nicht wenig Mühe, aber sie gewöhnten uns an ein gespanntes Aufmerken und an ein selbstständiges Auffassen des Vorgetragenen, sowie an eine geordnete Wiedergabe, an einen Zusammenhang, in welchem keine Lücke sein durfte und in welchem schon eine gewisse logische Anordnung des Stoffes erkennbar sein mußte. Denn unser Professor war sehr strenge in diesen Forderungen, auch verlangte er schon Korrektheit und Gewandtheit im Ausdrucke von uns. Auf diese Weise wird es begreiflich, daß uns die Arbeit zu einer, wenn auch damals noch verborgenen Quelle des selbstständigen Denkens, Auffassens und Urtheilens, sowie zu einer Uebung in der schriftlichen Wiedergabe des Gehörten werden mußte, was bei der Zugrundelegung eines Lehrbuches, wie es jetzt geschieht, nicht erreicht werden kann.

Aehnlich wurde der mathematische Unterricht behandelt. Derselbe begann ebenfalls schon in der Quarta und wurde, damals wenigstens, ohne Zugrundelegung eines Lehrbuches ertheilt. Der Lehrer trug vor, wiederholte häufig die wichtigen Erklärungen und die Lehrsätze, so daß sie sich dem Gedächt-

nisse einprägten, und gab dann möglichst kurz und prägnant die Beweise, die bei schwierigen Sätzen ebenfalls wiederholt wurden. Das Vorgetragene mußten wir bis zur nächsten Stunde ausarbeiten, und der Lehrer unterzog sich der Mühe, die Arbeiten jedes Einzelnen zu Anfang der Stunde durchzusehen, wobei er diejenigen, die sorglos oder flüchtig gearbeitet oder gar abgeschrieben waren, kaum eines Blickes würdigte, bei den anderen aber seine Billigung aussprach oder, was falsch war, kurz richtigstellte. Dann wurde das Ausgearbeitete durch einen oder den anderen Schüler mündlich wiederholt. Auch diese in den beiden mittleren Klassen vier mal wöchentlich zu liefernden Arbeiten zwangen uns zur größten Aufmerksamkeit in den Stunden und zum selbstständigen Denken und Forschen bei der Ausarbeitung, wobei uns kein Lehrbuch zu Hülfe kam.

Der griechische Unterricht, der im Anfang meines Schulbesuches schon in Quinta, bald darauf aber erst in Quarta begann, wurde hier von einem jungen Lehrer nach seiner eigenen Methode mit kurzen Diktaten der grammatischen Regeln und mündlichen Einübungen der Formenlehre ertheilt, wobei die offiziell eingeführte Buttmann'sche Grammatik fast ganz bei Seite geschoben wurde. Ebenso wenig gab es bei dem Unterricht in der Geographie ein Lehrbuch; das einzige Hülfsmittel, dessen wir uns bedienen durften, war ein geographischer Handatlas, auf dessen Karten wir dem Unterrichte des Lehrers folgten.

Noch eines anderen Pädagogen mag hier gedacht werden, dessen Behandlungsweise einiger in der Prima gelesenen lateinischen Schriftsteller, vor allen des Horaz, nicht ohne mächtig anregenden Einfluß auf manchen seiner Schüler geblieben ist. Es war dies der langjährige Direktor des Stettiner Marienstifts-Gymnasiums, Professor Dr. Hasselbach, der als ebenso kundiger wie feinfühlender Interpret des römischen Oden- und Satirendichters die Eigenthümlichkeiten und Schön-

heiten der Dichtungen desselben seinen Schülern lebhaft vor die Seele zu führen verstand. Freilich wurde dabei in der Lektüre des Horaz nur langsam vorgeschritten und oft in einer Stunde kaum eine Ode absolvirt, aber dann war dieselbe auch nicht blos gelesen und sprachlich verdolmetscht, sondern ihr Inhalt und ihre dichterischen Vorzüge den Schülern lebhaft vor die Seele geführt, so daß eine solche Stunde und ihr idealer, die Phantasie und alle geistigen Kräfte anregender Gewinn noch lange in den jugendlichen Herzen fortlebte. Eine derartige Behandlungsweise, namentlich wenn es sich um die Lektüre eines Dichters handelt, ist unstreitig derjenigen vorzuziehen, bei welcher es vorzugsweise auf die Erlangung einer formellen Gewandtheit in der Uebersetzung der alten Autoren abgesehen ist, die aber ein tieferes Eindringen und ein Hineinleben in den Geist und die Anschauungsweise des antiken Poeten fast unmöglich macht. Daß indeß bei jener früher üblichen Weise gründliche grammatikalische Kenntnisse und eine gewisse Geläufigkeit im schriftlichen und mündlichen Gebrauche des Lateinischen, so weit dies auf unseren Gelehrtenschulen zu erlangen überhaupt möglich ist, nicht ausgeschlossen war, — daß mit anderen Worten auch zu meiner Zeit auf den Schulen tüchtige „Griechen und Lateiner" gebildet wurden, davon könnte ich Beispiele genug anführen; ich will hier aber nur Robert Prutz namhaft machen, von dessen Promotion zum Doktor der Philosophie in Halle es anerkennend hervorgehoben wird, daß er sich diese akademische Würde „im besten Latein erdisputirt" habe. Man liest heute auf den Schulen quantitativ viel mehr als vor fünfzig Jahren; den ganzen Homer, Odyssee und Ilias, absolvirt man im zweijährigen Kursus in zwei wöchentlichen Lehrstunden, die horazischen Oden in einem halben Jahre u. s. f., daß dabei aber für die Schüler ein tieferes Eindringen in den Geist und die Schönheiten der alten Autoren möglich ist, steht sehr zu bezweifeln.

Nicht ohne Grund hört man klagen über die Uniformität und die Durchschnitts-Mittelmäßigkeit in unserer heutigen Beamtenwelt, über den Mangel an bahnbrechenden, originalen und auf sich selbst gestellten Geistern. Man betrachte die heutige Art der Bildung auf unseren Gymnasien und vergleiche sie mit der früheren Weise, so wird man über die Ursache jener Klagen nicht länger in Ungewißheit sein. Wo man noch hin und wieder auf eigenartige, von der großen Menge der Durchschnitts-Geister sich abhebende und deshalb angestaunte und bewunderte Persönlichkeiten trifft, da gehören diese einer verlassenen Bildungsepoche an. Ich will hier, anstatt viele derartige Männer namhaft zu machen, wie sie unser öffentliches Leben in Staat und Kirche, in Kunst und Wissenschaft zahlreich bietet, nur an Einen, den Fürsten Bismarck, erinnern, dem auch seine Gegner das Zeugniß eines originalen, weit über die Menge der Durchschnittsmenschen hervorragenden Geistes nicht versagen werden. Fragt man, welcher Art seine Jugendbildung war, so wird man erkennen, daß sie weitab lag von der nivellirenden und uniformirenden Weise der Gegenwart, daß man schon in seiner Jugend ihm die Bahn frei ließ, in der er sich nach seiner Eigenart und seinen individuellen Anlagen entwickeln und so werden konnte, wie er sich heute darstellt: eine eigens geartete Persönlichkeit, welcher in der scharf ausgeprägten Originalität und Selbstständigkeit ihres Charakters keine andere unter den Zeitgenossen gleich, ja kaum ähnlich ist. Es würde nicht schwer halten, bei vielen der Männer, die auf die Gestaltung unserer Zeit in Politik, Kunst und Wissenschaft, Gewerbe und Industrie mächtig eingewirkt haben, eine andere Art der Bildung und Erziehung nachzuweisen, als sie heute der Jugend in unseren Gelehrtenschulen zu Theil wird, eine Erziehung und Bildung, die ihnen Raum und Freiheit ließ, ihre Individualität zu entwickeln und so in der Ausprägung ihrer geistigen Besonderheit und Befähigung die Keime für

ihre spätere Wirksamkeit zu legen. Ich will hier nur an die Dichterheroen unserer zweiten klassischen Periode und an die Gebrüder Humboldt erinnern, die in dem freien, nicht nach der Schablone der heutigen Gymnasialbildung geregelten Unterricht die Keime zu ihrer späteren Größe ansetzten.

Will man einen Beweis für das Vorherrschen der formalen Bildung, des Viellernens und der Gedächtnißarbeit im heutigen Unterricht haben, so sehe man sich die Themata zu den deutschen Aufsätzen an, wie sie nicht selten unseren heutigen Primanern gegeben werden. Während wir meistentheils Aufgaben zu bearbeiten hatten, bei denen eigenes Urtheil und Denken geweckt werden sollten, wie einzelne Schiller'sche oder Goethe'sche Xenien und Aussprüche von anderen Poeten und Gelehrten, von Horaz, Homer, Vergil oder von neueren Dichtern und Klassikern, die uns oft recht schweres Kopfzerbrechen und viele Noth machten, behandeln die heutigen Aufgaben mit Vorliebe geschichtliche Stoffe, bei denen es zumeist auf ein möglichst umfangreiches Referat, also in der Hauptsache auf ein Wiedererzählen des Gelesenen oder Gehörten ankommt, das sich eben ohne große Anstrengung des Verstandes und ohne die Mühe selbstständigen Denkens und Urtheilens bewältigen läßt.

Noch eines andern Umstandes muß ich hier gedenken, der dem Unterrichte in meiner Jugendzeit gegenüber dem heutigen eigenthümlich war. Es betrifft dies die Freiheit, welche man dem einzelnen Schüler ließ in der Wahl seines Lieblingsstudiums, namentlich in den oberen Klassen, wo sich nicht selten schon eine besondere Vorliebe für diesen oder jenen Gegenstand des öffentlichen Unterrichts kund giebt. Zwar sollte auch damals in jedem Gegenstande ein bestimmtes Maß des Wissens und Könnens erreicht werden, und das Prüfungs-Reglement für das Maturitäts-Examen setzte dies Maß fest. Aber, da man wohl im Auge behielt, daß wir nicht Alle Alles können, so drückte man hier und da ein Auge zu,

wenn in einem der hervorragenden Gegenstände mehr als das Verlangte geleistet wurde. Man übersah z. B. einen Mangel an Kenntnissen in der Mathematik, wenn der Examinand dafür im deutschen Aufsatz oder im Lateinischen oder Griechischen Ausgezeichnetes leistete. Diese Auffassung blieb den Schülern der oberen Klassen nicht verborgen und gewährte ihnen die Möglichkeit, sich einem Unterrichtsgegenstande mit besonderer Vorliebe hinzugeben und darin mehr als das Verlangte zu leisten. Daher gab es auf unserem Gymnasium in der Prima vorzügliche Lateiner oder Griechen oder Hebräer oder solche Schüler, die vorzugsweise geschichtliche Studien getrieben hatten, oder excellente Mathematiker, und diese „Heroen in ihren mit Auszeichnung kultivirten Fächern“ waren schon uns Schülern in den unteren und mittleren Klassen wohl bekannt und wurden von uns mit Bewunderung und Ehrfurcht betrachtet, denen nachzuahmen ruhmvoll sei. Dadurch geschah es, daß man nicht Allwisser erzielte oder abrichtete, wohl aber junge Leute, die, wenn auch in diesem oder jenem Fache ihre Kenntnisse nicht das volle Maß erreichten, dafür in einem anderen Vorzügliches leisteten, und da sie dem aus Neigung gewählten Lieblingsstudium auch auf der Universität treu blieben, so konnte es nicht fehlen, daß sie sich später auf diesem Gebiete des Wissens hervorthaten und Nutzen brachten. Denn sogenannte Genies, die in Allem Großes leisten, giebt es nur selten, und wenn man von der Majorität der Durchschnitts-Jünglinge in allen Fächern unserer Gymnasialbildung ein gleiches Maß des Wissens und Könnens verlangt, so raubt man nicht selten dem Einzelnen, indem man seine Kraft zerstückelt, die Möglichkeit, in einem Gegenstande Vorzügliches zu leisten. Man verfolge den Bildungsgang aller großen Geister unserer und anderer Nationen und man wird sich der Erkenntniß nicht verschließen können, daß sie das, was sie leisteten, nur vermocht haben, weil man ihnen Freiheit ließ in der Wahl ihrer Lieblingsstudien und Beschäftigungen.

Als nebensächlich mag hier noch die Frage berührt werden, wann und durch welche deutlich erkennbare Umstände und Ereignisse jene ältere Art des Unterrichts von der neueren verdrängt worden ist? Das kritische Geschlecht, welches in meiner Jugend durch die Art des Unterrichts, wenn auch nicht allein durch dieselbe, herangebildet wurde, war schon lange unbequem geworden. Alle die Geister, die nach Selbstbestimmung und Mitbethätigung des Volkes an der Verwaltung des Staates verlangten und die seit Beginn der vierziger Jahre immer lauter sich vernehmen ließen: sie Alle waren Kinder ihrer Zeit, waren auf unseren Schulen vorgebildet worden und mußten schon dort die Keime zu ihrer freiheitlichen Gesinnung gelegt haben wie zu dem Kritizismus, den der „beschränkte Unterthanenverstand" nicht als Norm für das Verhalten der Staatsbürger anerkennen wollte. Also an unseren Gelehrtenschulen lag die Schuld dieses überhandnehmenden Liberalismus; es galt daher, in dieselben einen andern Geist einzuführen, vielleicht ließ sich dann später auch die Freiheit der Universitäten beschneiden. Dahin zielte Stahl's berüchtigtes Wort: „Auch die Wissenschaft bedarf der Umkehr", das er im Jahre 1852 sprach, nachdem er zum Rektor der Berliner Universität erwählt worden, welchen Ausspruch August Boeckh in seiner nächsten akademischen Rede in scharfer, wohlverdienter Weise rügte.*) Trotzdem wurde jenes Wort Stahl's seit der Mitte der fünfziger Jahre die Richtschnur für die Reform des Unterrichts an den Gymnasien. Vor Allem war man beflissen, „gläubige" Direktoren an den Gymnasien anzustellen und auf Vermehrung der Religionsstunden zu dringen, um so ein Geschlecht zu erziehen, mit dem man leichter fertig zu werden hoffte. Das Wissen, welches die Schule zu überliefern hat, sollte fortan mehr als Sache des Gedächtnisses und nicht sowohl des Verstandes und des eigenen Urtheils betrieben und angeeignet

*) Joh. Scherr's Kulturgeschichte, Seite 521.

werden; man wollte formell gewandte Arbeiter, tüchtige Akten-Menschen lieber als selbstdenkende und kritisirende Beamte erziehen.

Am leichtesten ließ sich diese Umkehr des Bildungsganges auf den Seminaren erreichen, denn selbst die Bildung der Volksschullehrer fand man für zu weitgehend, und wie diese Umkehr dort verwirklicht wurde, das lehren die im Jahre 1854 erschienenen „Stiehl'schen Regulative", durch welche vor Allem eine kaum zu bewältigende Masse religiösen Memorirstoffes der Jugend in den Volksschulen aufgebürdet, im Uebrigen aber ihre Bildung auf das Allernothwendigste beschränkt, die Lektüre der deutschen Klassiker von den Seminaren verbannt und für den Unterricht in der Geschichte und Geographie, sowie in der Naturgeschichte kaum Raum gelassen wurde.

Es mag sonderbar klingen, aber ich kann trotzdem damit hier nicht zurückhalten: so viel ich Gelegenheit gehabt habe, in meinem späteren Leben den damals in den Volksschulen und auf den Seminaren herrschenden Geist — oder besser Ungeist — aus eigener Anschauung kennen zu lernen und mit ihm die bald auch auf den Gymnasien mehr und mehr zur Macht gelangende Unterrichts-Methode zu vergleichen, so mußte ich mir gestehen, daß beide in formeller Beziehung viel Aehnliches mit einander hatten. In beiden herrschte die Gedächtnißthätigkeit vor, aus beiden war das freie Denken und die Selbstständigkeit der Lehrer und Schüler möglichst verbannt oder doch eingeschränkt; man wollte eben nur unbedingt gehorchende, arbeitende und stille Menschen, vor Allem folgsame Beamte bilden, und darum von jener Zeit an die andere Art des Unterrichts auf den preußischen Gymnasien.

Ich wünsche durch diesen Hinweis auf die verschiedenen Prinzipien des Unterrichts von einst und jetzt auch einen Beitrag zur Lösung der seit Jahren laut gewordenen Frage, wie man der Ueberbürdung auf unseren Gelehrtenschulen

Abhülfe verschaffen könne, zu geben. Seitdem man verlangt, daß in allen Unterrichtsfächern alle Schüler einer Klasse das vorgeschriebene Pensum sich voll und ganz zu eigen machen, daß also nicht nur in den alten Sprachen und im Französischen, sondern auch in der Geschichte und Geographie, in der Mathematik und in den Naturwissenschaften, sowie in der Religionslehre, soweit diese Disziplinen jetzt auf den Gymnasien und Realschulen gelehrt werden, der Stoff ganz verarbeitet sei, — seitdem ist jene Klage, von der man zur Zeit meines Schulbesuches nichts hörte, laut geworden, und das kann auch wohl nicht anders sein. Wie ist dem abzuhelfen?

Nach meiner Ansicht liegt eine gewaltige, wenn auch nicht die alleinige Hülfe in der zu ändernden Methode des jetzigen Unterrichts, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß in der letzten Zeit, und zwar immer vernehmlicher, auch von maßgebender Stelle aus Stimmen laut geworden sind, welche sich dahin äußern, daß man dem Uebel der Ueberbürdung der Schüler auf unseren Gelehrtenschulen nur steuern kann, wenn man mehr auf das Verständniß, das eigene, selbstständige Denken, als auf die Menge des Wissens an sich hinarbeite.*) Wenn man sich zur Wiederaufnahme jener mit Unrecht verlassenen Methode, soweit dieselbe heute annehmbar und beachtenswerth ist, entschließen und daneben nicht außer Acht lassen wollte, daß man dem einzelnen Schüler auch die möglichste Freiheit in der Wahl seines Lieblingsstudiums lassen muß, so würde

*) Daß eine derartige Ansicht über dasjenige, was vor Allem bei dem Unterricht der Jugend noth thut, heute schon an maßgebender Stelle sich regt, dafür mag hier nur eine Verordnung des preußischen Kultusministers als Beweis angeführt werden. Derselbe hat, wie erst vor Kurzem bekannt wurde, anläßlich verschiedener Vorkommnisse in Schullehrer-Seminaren bestimmt, daß in denselben der Unterricht auf die Forderungen der allgemeinen Bestimmungen vom 15. Oktober 1872 beschränkt werde, und dabei ausgesprochen, daß es im Sommer-Unterricht

— davon bin ich fest überzeugt — allmälig diese Klage verstummen. Alles kann und soll die Schule nicht lehren, Alles kann der Schüler nicht lernen, so lange er ihr angehört. Die Hauptsache neben der sicheren Aneignung des absolut erforderlichen Wissens und Könnens bleibt immer die frühgeweckte und jahrelang ausgebildete freie geistige Thätigkeit des Schülers, die Fähigkeit des Urtheilens, des richtigen Erkennens und selbstständigen Denkens und Begreifens. Der gewöhnliche Mann pflegt von Jemandem, der die Universität bezieht, zu sagen: „Er soll studiren lernen." Darin liegt, so einfältig es auch klingt, eine gewisse Wahrheit, die der Volksmund unbewußt ausspricht: wir sollen lernen, wie wir unser Leben lang weiter studiren können. Was aber von der Universität, das gilt im Allgemeinen auch von der Schule. Auch hier sollen wir durch die Aneignung bestimmter und unerläßlicher Kenntnisse in den Stand gesetzt werden, weiter zu lernen. Diese Fähigkeit können wir aber nur erlangen, wenn die Schule es verstanden hat, unsere geistige Selbstthätigkeit und Selbstständigkeit zu wecken und uns Freiheit gelassen hat zur Wahl desjenigen Lieblingsstudiums, das uns nach unserer geistigen Eigenart und Befähigung am meisten eignet.

Indem man den Schüler von früh auf zu eigener geistiger Thätigkeit anleitet und zugleich hier und da etwas von den ordonnanzmäßigen Forderungen nachläßt, wenn man bemerkt, daß auf anderen Gebieten Vortreffliches geleistet wird, weckt man in dem Schüler Lust und Liebe zum Lernen, zur Arbeit, setzt ihn in den Stand, das Pensum der einzelnen

---

weniger auf den Umfang des Wissens als auf das eindringende Verständniß der behandelten Stoffe ankomme, so daß der angehende Lehrer dieselben für die eigene Unterrichts-Ertheilung vollkommen beherrscht. „An der Menge blos notizenartiger Daten ist nichts gelegen. Sie belasten das Gedächtniß, ohne Geist und Gemüth anzuregen und zu befruchten Nothwendig zu wissen und zu können ist vor Allem dasjenige, was in der wohlorganisirten Volksschule zu verwerthen ist."

Disziplinen leichter zu bewältigen und später, wo er Lücken in seinem Wissen findet, dieselben, auch wenn nicht mehr der Lehrer hinter ihm steht, selbstständig zu ergänzen.

Auf der Universität hört ja ohnehin der äußere Zwang auf; der frühere Schüler muß sich nun selbst zurechtfinden, er muß Alles, was er hört und studirt, prüfen und das Beste behalten. Da wird ihm nicht mehr der Stoff wie ein wohlschmeckendes Mahl zurechtgemacht, das er ohne eigene geistige Anstrengung zu sich nehmen kann. Wohl ihm daher, wenn er frühzeitig eine gewisse Selbstständigkeit im Denken und Urtheilen erlangt hat und auch geistig auf die eigenen Füße gestellt worden ist. Nur durch die Heranbildung zur geistigen Mündigkeit wird der Schüler in den Stand gesetzt, dasjenige Maß des Wissens und Könnens, welches das Gymnasium von ihm verlangt und von dem unter Umständen etwas nachgelassen werden muß, zu bewältigen und daneben noch Zeit übrig zu behalten, in der er für seine körperliche Gesundheit und Kräftigung Sorge tragen oder sich mit dem Erlernen irgend einer Kunstfertigkeit beschäftigen kann. Darin liegt, wie ich glaube, zum größten Theil die Beseitigung der heute herrschenden und beklagten Ueberbürdung der Schüler mit Arbeiten für die Schule.

Das Bild, welches ich im Vorhergehenden über die früher auf den preußischen Gymnasien vorherrschend befolgte Unterrichts- und Erziehungsweise zu zeichnen versucht habe, ist noch nicht vollendet; es liegt mir noch ob, über einen wichtigen Unterrichtsgegenstand, sowie über das Leben und Treiben in den Schülerkreisen meiner Jugendzeit zu berichten.

Der Unterricht in der Religion zielte in den unteren Klassen wesentlich auf die Kenntniß der Bibel und ihres Inhalts hin, womit zugleich eine Uebersicht der Geschichte des jüdischen Volkes bis zur Zeit Christi gegeben war. Ich erinnere mich noch heute lebhaft des Eindrucks, den dieser Unterricht auf mich machte und wie viel ich ihm für spätere

Zeiten verdanke. Nicht allein war derselbe eine treffliche Vorbereitung für den späteren Konfirmandenunterricht, sondern er hat mir auch für mein späteres Studium wesentlich genützt. Es ist erstaunlich, wie groß und wie verbreitet bei der heutigen Jugend trotz aller Regulative und trotz der Ueberhäufung mit biblischem Memorirstoff die Unkenntniß mit dem Inhalt der biblischen Bücher und der Geschichte des jüdischen Volkes ist. Man hat bei dem Ueberhören der auswendig gelernten Abschnitte des Neuen Testaments, der Kernlieder und der Menge von Bibelsprüchen und Gesangversen keine Zeit übrig für jene Gegenstände, und doch ist die Kenntniß des Alten Testaments und der Geschichte des jüdischen Volkes sehr wesentlich für das Verständniß von Christi Sendung, seine Wirksamkeit und seine Reden, abgesehen davon, daß diese Geschichte uns zugleich mit den Geschicken eines wichtigen Kulturvolkes des Alterthums bekannt macht und uns einen Abschnitt der Geschichte der alten Welt vor Augen führt, welcher von einschneidender Wichtigkeit ist. Neben dieser Unterweisung wurden in den unteren Klassen die fünf Hauptstücke des lutherischen Katechismus, sowie einige Bibelsprüche und Kirchengesänge auswendig gelernt.

In den mittleren Klassen des Gymnasiums wurden einzelne Abschnitte des Neuen Testamentes gelesen und erklärt, indem dabei weniger auf das Dogma der Kirche, als auf das einfache Verständniß des Textes und der Geschichte Jesu eingegangen wurde. Ganz eigenartig war in dieser Hinsicht der religiöse Unterricht, welchen der damalige Oberlehrer Scheibert, nachher Direktor der Friedrich-Wilhelms-Realschule in Stettin und später Provinzial-Schulrath in Breslau, in der Tertia uns ertheilte. Da wir zum Kirchenbesuch von Seiten der Schule nicht angehalten wurden und auch wohl nicht angehalten werden konnten, indem eine Kontrole in der großen Stadt nicht gut möglich war, man auch zu der Zeit diese Seite der Erziehung mehr dem elterlichen Hause als der

Schule überließ, so hielt es der genannte Lehrer für angemessen, uns bei der Erklärung neutestamentlicher Abschnitte zugleich Ermahnungen und Warnungen zu geben, und zwar in einfachen, väterlichen Worten, fern von allem religiösen Schein- und mystischem, unverstandenem dogmatischen Formel-Wesen. Diese Erläuterungen und ermahnenden Anwendungen der biblischen Wahrheiten auf unser jugendliches Leben wurden in so ernster und doch liebevoller Weise vorgetragen, daß sie uns Allen tief zu Herzen gingen und lange Zeit ihren Eindruck in unseren leicht empfänglichen Gemüthern hinterließen. Sie waren in der That, obwohl oder vielmehr weil sie nicht die Form der Predigt trugen, wahre Erbauungsstunden, in denen es neben allgemeinen, für Alle gültigen Fingerzeigen doch an solchen, die auf das Verhalten Einzelner unter uns Bezug hatten und von denen wir Schüler sehr wohl wußten, wem sie galten, nicht fehlte; auch sind dieselben — davon bin ich überzeugt und könnte aus meinen späteren Jahren Beispiele dafür anführen — manch' Einem unter uns zu einer Richtschnur für's Leben geworden. Zu solch' paränetischen Text-Auslegungen und -Anwendungen gehört freilich ein besonderes Geschick des Lehrenden, und es ist nicht Jedermanns Sache, auf diese Weise bessernd und belehrend, behütend und bewahrend auf die Jugend einzuwirken, aber es zeigt, von wie großem heilsamen Erfolge die Religionsstunden werden können, wenn in ihnen nicht blos Memorirstoff aus Bibel, Katechismus und Gesangbuch eingeprägt, sondern dem Lehrer Freiheit gelassen wird, je nach seiner Begabung und nach seiner Einsicht von dem, was der Jugend in einem bestimmten Alter am meisten noth thut, die Methode seines Unterrichtens bestimmen zu lassen.

In den oberen Klassen wurde der religiöse Unterrichtsstoff verarbeitet, wie er damals durch das neue Prüfungs-Reglement aus dem Jahre 1834 vorgeschrieben war. In der Secunda mußte danach wesentlich die Lektüre des Neuen

Testaments in der Ursprache mit exegetischen Erläuterungen, in Prima Unterweisungen in der Kirchengeschichte, Moral und Dogmatik getrieben werden. Ob diese Disziplinen, wenigstens die für Prima vorgeschriebenen, nicht besser ganz von den Gymnasien fern zu lassen seien, das ist eine Frage, die ich hier nicht weiter erörtern will. Nur das sei angeführt, daß mir diese Stunden einen sehr trüben Eindruck hinterlassen haben. Denn da es zu jener Zeit kaum hier und da einen Philologen gab, der sich neben seinem speziellen Berufsstudium mit den oben genannten theologischen Disziplinen eingehender bekannt gemacht und seine Befähigung zum Unterricht darin nachgewiesen hatte, wie das heute von denjenigen Kandidaten des höheren Schulamts gefordert wird, welche die facultas für den Religionsunterricht in der Prima erlangen wollen, so sah man sich, als plötzlich im Jahre 1834 nach dem neuen Prüfungsreglement auch in diesen Dingen gewisse Kenntnisse von den Examinanden verlangt wurden, genöthigt, Lehrer mit diesem Unterrichte zu betrauen, die dazu oftmals nicht befähigt waren. Ich kann wenigstens aus meinen eigenen Erfahrungen bezeugen, daß der Unterricht in der Moral und Dogmatik in Prima auf dem Gymnasium, welches ich damals besuchte, auf mich einen höchst traurigen Eindruck gemacht hat. Man hatte denselben einem der älteren Lehrer, und zwar dem Mathematiker übertragen, der auf der Universität sich wohl des Studiums der Theologie befleißigt, später aber sich den mathematischen Wissenschaften zugewandt und seitdem sich wenig um die Fortschritte und Gestaltung, welche die theologische Wissenschaft seit Dezennien genommen, bekümmert hatte. Nun mit einem Male sollte uns der geplagte Mann in zwei wöchentlichen Stunden in der Kirchengeschichte, in der Moral und Dogmatik unterweisen! War es da zu verwundern, wenn wir Schüler bald merkten, daß das, was der Lehrer vortrug, nur mühsam aus verschiedenen Lehrbüchern zusammengeschrieben, aber kaum verarbeitet und verstanden war? Von dem ge-

sammten Unterrichte in der Religion, welchen ich auf dem Gymnasium erhalten, muß ich demnach den auf den untersten Stufen und den in Tertia als den zweckmäßigsten und einflußreichsten bezeichnen.

Auch der vortrefflichen Weise, in welcher der Unterricht im Gesange in den drei untersten Klassen des Gymnasiums von dem schon damals durch seine genialen Balladen-Kompositionen in weitesten Kreisen bekannten und berühmten Karl Löwe ertheilt wurde, will ich noch kurz gedenken. Ihm war es vornehmlich um gute Tonbildung zu thun und demnächst um Sicherheit im Treffen und im Takt, sowie um eine gewisse Modulation im Vortrage. Auch sorgte er durch die bei dem Unterrichte zu Grunde gelegte, von ihm verfaßte Gesanglehre dafür, daß wir, soweit es auf der Stufe des Unterrichts in den unteren Klassen möglich war, mit den einfachsten theoretischen Kenntnissen in der Musik bekannt wurden. Löwe's Unterricht und den unter seiner Leitung stattfindenden gesanglichen Aufführungen in der Jakobikirche zu Stettin verdanke ich wesentlich die Liebe zu Musik und Gesang, die mich durch ein langes Leben begleitet hat. Auch hier trat, wie bei den später zu erwähnenden Spielen im Freien, eine eigene, aus uns Schülern selbst in's Leben gerufene Schöpfung helfend und fördernd ein. Einer meiner Mitschüler, der musikalisch gut veranlagt war und zur Zeit, als er einer der oberen Klassen des Gymnasiums angehörte, schon ganz leidlich Geige spielte, bildete unter uns Schülern der drei oberen Klassen einen Gesangverein, der bald zahlreiche Theilnehmer fand und uns allwöchentlich an einem Abende in einer Schulklasse zu ernsten und anregenden Uebungen im vierstimmigen Gesange zusammenführte, wobei wir keiner anderen Disziplin und Zucht, als derjenigen, die sich aus unserer Lust und Liebe zum Gesange von selbst ergab, unterworfen waren. Der Verein hat noch manche Jahre nachher, später unter Leitung eines unserer Lehrer, bestanden, und auch auf ihn möchte ich hinweisen als

auf einen Beweis dafür, wie durch die Freiheit und Selbstbestimmung schon auf der Schule Kräfte und Fähigkeiten geweckt werden, die bei zu großer Einschränkung nicht in's Leben treten können.

Was das Leben und Treiben unter uns Schülern außerhalb der Schulstunden betrifft, so ist darüber wenig zu sagen. Vor Allem muß ich bemerken, daß von dem Unfug der Schülerverbindungen zu meiner Zeit nicht die Rede war, man kannte dergleichen nicht, und da auch damals die studentischen Verbindungen streng verboten waren und nur hier und da im Geheimen vegetirten, so konnte von den Universitäten aus kein Einfluß auf uns Schüler sich geltend machen und zu Nachäffungen reizen. Zwar gefielen sich auch damals die Schüler der beiden oberen Klassen in allerlei sonderbaren Trachten, und namentlich die Kopfbedeckungen erschienen oft bunt und in abenteuerlichen Formen, aber ohne Zeichen einer Verbindung zu sein. Das Turnen war noch verboten, und wenn wir auch bei Beginn des Frühjahrs unter Anleitung eines Primaners, der aus freien Stücken, weil er Gefallen an dergleichen Uebungen fand, uns von Zeit zu Zeit am Ballspiel und ähnlichen Spielen im Freien ergötzten, zu denen wir uns zwanglos an einem der schulfreien Nachmittage versammelten, so konnten doch diese ohne Methode getriebenen Uebungen nimmer das regelmäßige und geordnete Turnen ersetzen, wie dasselbe jetzt als obligatorisch an den Schulen eingeführt ist. Im Winter trat an die Stelle dieser Spiele das Schlittschuhlaufen, wozu der breite schöne Strom, der in mehreren Armen theils durch die Stadt, theils an ihr vorbeifließt, sowie der benachbarte große See die schönste Gelegenheit boten. Im Sommer wurde in einem Seitenarm der Oder, der von der Schifffahrt wenig beunruhigt zu werden pflegte, gebadet, geschwommen, und fehlte es nicht an mannigfachen Gelegenheiten zu allerhand körperlichen Uebungen, die, wenn sie auch nicht methodisch geordnet und geleitet wurden, doch

nicht wenig dazu beitrugen, uns frisch und gesund zu erhalten.

Die Erholungen in freier Luft, wie sie uns an Stelle des Turnens während der Sommermonate das Ballspiel, die Uebungen im Laufen und Springen und das Baden im Fluß, sowie das Schlittschuhlaufen im Winter gewährten und zu denen uns trotz der Schularbeiten, namentlich an den beiden freien Nachmittagen in der Woche, noch Zeit genug übrig blieb, wurden in der Regel von einem Primaner geleitet, der sich freiwillig und weil er zu diesen Dingen nicht nur Geschick, sondern auch Lust und Liebe mitbrachte, an die Spitze stellte und dem wir Alle willig gehorchten. Diese Uebungen bewahrten uns zugleich vor einem gefährlichen Uebel, über welches heute mannigfache und leider nur zu gerechtfertigte Klagen laut werden, vor der Lesewuth der Jugend, die jetzt, durch mancherlei Umstände begünstigt, nicht selten die Schüler schon in früher Jugend in ihre verderblichen Netze zieht und viel Unheil anrichtet. Die mannigfache, heute namentlich in den Buch- und Papierhandlungen niederen Grades in größeren Städten um wenige Groschen leicht zu erlangende, in einzelnen Heften mit bunt verziertem Deckel ausliegende literarische Waare übt bald einen so mächtigen Reiz auf die nie ruhende Phantasie des nach wilden Abenteuern und aufregenden Schilderungen lüsternen Knaben, daß er alles Andere darüber vergißt und versäumt. Die Schularbeiten werden in aller Eile oberflächlich und ungenügend erledigt und jeder Winkel und Versteck im Hause oder außerhalb desselben aufgesucht, wo die „schönen Geschichten“ unbemerkt und ungestört nicht gelesen, nein wahrhaft verschlungen werden. Darunter leidet nicht nur Fleiß und Lust zur Schule und zum Lernen, sondern auch die Gesundheit und oft auch die Sittlichkeit und Reinheit des Gemüthes, verdorben durch den schlimmen Inhalt so mancher dieser Schriften. Wo aber einmal dieser Leseteufel von der Neigung und dem Willen des Knaben Besitz

genommen, da ist derselbe schwer auszutreiben; die Schule vermag ihn nicht allein zu bewältigen, die Hauptaufgabe muß hier wie in Vielem, was die Erziehung betrifft, der Familie und den Eltern zugewiesen werden.

Wir kannten dies Uebel nicht. Die Vielschreiberei und die Spekulation auf die Unterhaltung und Zerstreuung des größeren Publikums hatte vor fünfzig Jahren bei weitem nicht den Umfang erreicht, zu dem sie sich heute in fast beängstigender Weise entwickelt hat. Die literarische Produktion auf diesem Gebiete war gegen die heutige eine äußerst geringe und blieb der unreifen Jugend ganz unzugänglich. In den oberen Klassen des Gymnasiums wurden wir in den deutschen Unterrichtsstunden von Zeit zu Zeit durch Vorlesen mit ausgewählten Stücken aus unsern Klassikern bekannt gemacht, auch einzelne ihrer Dramen mit vertheilten Rollen gelesen. Ich erinnere mich noch des gewaltigen Eindrucks, welchen die Vorlesung von Goethe's unvergleichlicher Erzählung „Novelle" auf mich gemacht hat; „Götz von Berlichingen", „die natürliche Tochter" und auch das „Jahrmarktsfest zu Plaundersweilen", sowie Schiller's „Wallenstein-Triologie" und „Tell" wurden mit vertheilten Rollen gelesen. Daneben bot die Bibliothek des Gymnasiums, aus der wir aus den Händen des als Bibliothekar thätigen Lehrers allwöchentlich einmal ein Buch wissenschaftlichen oder unterhaltenden Inhalts entnehmen konnten, uns Lectüre genug, und daß wir auf diese Weise wohl versorgt wurden, leuchtet ein.

# Die Universitätszeit.

1836—40.

Im Herbst des Jahres 1836 bezog ich, nach abgelegtem Maturitätsexamen, die Berliner Universität, um Theologie und Philologie zu studiren. Ich übergehe die Art, wie man damals, wenn man umfangreicheres Gepäck mit sich zu führen hatte, zu reisen pflegte, und bemerke nur, daß mich ein sogenannter Hauderer in einer zweitägigen Tour von Stettin nach Berlin beförderte, nachdem ich eine Nacht in dem märkischen Städtchen Angermünde zugebracht, in dem ich sonst nichts zu suchen hatte. Den Eindruck, welchen die Residenz, die ich damals zum ersten Male betrat, auf mich machte, will ich eben so wenig zu schildern versuchen; da ich aber eine Wohnung bezog, die zufällig sehr weit entfernt von denen meiner bisherigen Schulgenossen lag, welche mit mir dieselbe alma mater aufgesucht hatten, so fand ich mich in der großen Stadt sehr vereinsamt, und das erste Semester meiner Studienzeit verlief mir ziemlich trübselig und reizlos. Der Collegienbesuch und die Studien auf meinem armselig möblirten und dürftig erwärmten Zimmer füllten meine Zeit aus, da der vorherrschend trübe und regnerische Winter und die schmutzigen Straßen und nächsten Umgebungen der Stadt wenig zu Spaziergängen und Ausflügen einluden. Ich hatte mir so viel von dem romantischen Studentenleben versprochen und nun fand ich dasselbe viel einförmiger und philisterhafter, wie das Leben auf der Schule, das namentlich in den beiden letzten

Jahren uns Primanern in dem engen und innigen Zusammenleben in der kleineren Stadt viel Anregendes und manche Zerstreuung gebracht hatte.

Im Folgenden will ich versuchen, die Bilder der hervorragendsten Docenten der Universität zu zeichnen, zu deren Füßen ich gesessen habe, indem ich dabei mehr die Art kennzeichne, in der sie sich äußerlich darstellten, wie ihre Bedeutung und Stellung in der Wissenschaft.

## Die Professoren.

August Neander. Twesten. Vatke. Marheinecke. Ferdinand Benary. Hengstenberg. Trendelenburg. Michelet. Hotho. Eduard Gans. Fr. Ed. Beneke. Heinrich Steffens. August Boeckh. Karl Ritter.

Unter den Dozenten der theologischen Fakultät ragte damals August Neander als bekannteste und beliebteste Persönlichkeit hervor. Schon auf der Schule hatten wir ihn nennen hören, zumeist freilich nur, indem von jüngeren in den Ferien zu Hause weilenden Studenten mancherlei Anekdoten über die vielen Sonderbarkeiten des berühmten Professors colportirt wurden, doch auch davon, was er in der Wissenschaft bedeute, war uns schon Dies und Jenes zu Ohren gekommen. Bei ihm belegte ich in meinem ersten Semester einige Collegien, aber ich muß gestehen, daß ich aus seinen Vorträgen anfangs wenig Nutzen zu ziehen vermochte, weil er bei seinen Zuhörern zu viel voraussetzte. Er schien zu glauben, daß wir mit den Kirchenvätern auf eben so vertrautem Fuße ständen, wie er selber, und doch hörten Viele von uns damals ihre Namen wohl zum ersten Male, und es wurde uns ganz wirr in den Köpfen, wenn Namen wie Cyprian, Tertullian, Euthymius Zigabenus, Theodorus von Mopsuestia u. a. uns um die Ohren schwirrten. Dem ungeachtet und da schon von Anfang an der hohe Ernst

und das tiefe Wissen des gelehrten Mannes gewaltigen Eindruck auf mich machte, so war die Anregung, die ich damals von seinen Vorträgen erhielt, eine sehr große und heilsame. Hier mag auch gleich seiner Toleranz gegen Andersdenkende und seiner hohen Verehrung für Schleiermacher gedacht werden, den er nie anders zu citiren pflegte als mit den Worten: „mein hochverehrter Lehrer, der selige Schleiermacher." Auch für jeden anderen der theologischen hervorragenden Gelehrten hatte er, wenn er sie anführte, eine besondere charakteristische Bezeichnung, die überall eine ehrende, nie, auch bei Gegnern nicht, eine verletzende war. So erhielt der berühmte Rationalist Wegscheider in Halle das epitheton ornans: „der Gelehrte", sein Gesinnungsgenosse Röhr in Gotha hieß „der Scharfsinnige", der entschiedene Rationalist und Wundererklärer Paulus zum Unterschiede von dem Apostel wurde als der „Professor Paulus" in Heidelberg citirt, und David Strauß, der Verfasser des Lebens Jesu, der damals noch in Tübingen lebte, wurde, von vielen Seiten auf das Heftigste angefeindet und geschmäht, von Neander stets „der wahrheitsliebende Professor Strauß in Tübingen" genannt. Auch bekundete der milddenkende Gelehrte seine Toleranz jenem Theologen gegenüber dadurch, daß er in einer Sitzung des Konsistoriums, an welcher er als Oberkonsistorialrath theilnahm und in der die Frage verhandelt wurde, ob man die Schrift des Tübinger Professors in Preußen zulassen oder verbieten solle, sich für das Erstere aussprach und zwar — wie damals erzählt wurde — mit der Motivirung, es müsse schlecht um das Christenthum bestellt sein, wenn es durch eine Schrift zu Grunde gerichtet werden könne. —

Nach dem, was ich im vorigen Abschnitte über den damaligen Religionsunterricht auf dem Gymnasium gesagt habe, ist es erklärlich, daß ich weder „gläubig" noch „ungläubig" auf die Universität kam; mein Verhältniß zur Kirchenlehre — wohlgemerkt nicht zum Christenthum! — war

entschieden ein indifferentes. Ich war aufgewachsen in der naiven Auffassung des Christenthums, wie dasselbe zu jener Zeit von den Kanzeln gepredigt, in der Schule gelehrt und in der Familie gelebt und geübt wurde. Es war kein Zweifel an der Wahrheit der evangelischen Lehre in uns aufgestiegen, aber ebenso wenig wußten wir etwas von besonderen Gnadenerweisungen an Einzelnen, von „Erweckungen", vom „Durchbruch", von der „Wiedergeburt aus dem Geiste" und dergleichen mystisch-pietistischen Wundern, wie sie bald nachher im Schwange waren und von einigen „Auserwählten" gerühmt wurden. Wie man die zum Leben nöthige Luft einathmet, ohne darüber zu reflectiren, so hatte ich die Lehren und Glaubenssätze der Kirche aufgenommen und so war ich auf die Universität gegangen mit dem Vorsatze, Alles zu prüfen und das Beste zu behalten.

Ich erinnere mich noch sehr wohl eines Spazierganges, den ich bald, nachdem ich meine Studien begonnen, mit einem Hofbeamten des Kronprinzen, nachherigen Königs Friedrich Wilhelm IV., im Berliner Thiergarten machte. Wie der Kronprinz und seine Gemahlin schon damals der streng orthodoxen Richtung zugethan waren, so auch ihre Beamten, und jener Mann, der bei mangelhafter eigener Bildung um so engherziger war und um so starrer an dieser religiösen Auffassung festhielt, hatte es von Anfang an darauf abgesehen, mich für seine Richtung zu gewinnen. Auf jenem Spaziergange lenkte er das Gespräch auf meine religiöse Ansicht und fragte, welche Collegien ich belegt habe. Es berührte ihn höchst unangenehm, als ich ihm mittheilte, daß ich zuerst die Freisinnigen unter den damaligen Docenten der Theologie an der Universität kennen zu lernen beabsichtige und zu dem Ende bei einigen von ihnen, wie bei Ferdinand Benary und dem damals schon eines großen Rufes sich erfreuenden jungen Privatdozenten Wilhelm Vatke, Collegien belegt habe, daß daneben noch eine philosophische Vorlesung mich beschäftigen

werde, vorläufig aber keine Hengstenbergische. Er beschwor mich, jene zu meiden und mich ausschließlich dem „allein rechtgläubigen Hengstenberg" anzuvertrauen, und als ich dazu keine Lust bezeigte und meinem Programm treu zu bleiben erklärte, da hatte ich es für immer mit ihm verdorben. Ich erwähne dieses Vorfalles hier deshalb, weil er zeigt, wie schon damals die von Hengstenberg vertretene exclusive Richtung sich in gewissen Kreisen verbreitet hatte, bald darauf zu so großer Macht gelangte und leider die herrschende in der Kirche meines Vaterlandes geworden ist. Wie ich es an einigen meiner Genossen aus der Schulzeit erlebt habe und es bezeugen kann, hatten diese, noch ehe sie die Universität bezogen, sich für diese Richtung entschieden, daher nahmen sie auch fast ausschließlich von der ihr dienenden Lehre Notiz. Hengstenberg war ihr Prophet, ihm glaubten sie und vertrauten ihm allein, die andern Professoren der Theologie wurden nur insoweit beachtet und besucht, als sie mit Rücksicht auf die späteren Examina gehört werden mußten. Mit der Philosophie suchten sie sich durch ein Collegium logicum abzufinden, das von den meisten bei Trendelenburg belegt wurde. Einer dieser jungen Adepten, der mir von der Schule her bekannt war, wurde von einem wahren Abscheu ergriffen, als er mich eines Morgens zu Vatke in die Vorlesung gehen sah; er beschwor mich unter den stärksten Ausdrücken, trotzdem aber vergebens, doch umzukehren und ihm zu Hengstenberg zu folgen, der ebenfalls wie der junge Hegelianer in jenem Semester die Einleitung in das Alte Testament angekündigt hatte.

Unter den Docenten, die außer dem friedfertigen Vermittelungs-Theologen Neander auf mich großen Einfluß geübt haben, nenne ich seinen Gesinnungsgenossen August Twesten, wie jener ein Schüler Schleiermacher's. Er war insofern für seine jugendlichen Zuhörer von größerem Nutzen, als er es verstand, sich mehr zu unserem Standpunkt herabzulassen. Auch er war von milder, friedlicher Gesinnung, der jeder

Haß gegen Andersdenkende zuwider ist, beide aber, er sowohl wie Neander, hegten vor den Hegelianern, die, wie bekannt, an der Berliner Universität damals in allen Disciplinen stark vertreten waren, eine gewisse Besorgniß. Sie trauten diesen Philosophen und ihrer Lehre nicht und hätten uns gern vor dem vermeintlichen schädlichen Einfluß derselben auf unsere Seelen bewahrt. In dem bei Neander sich wöchentlich einmal Abends zwanglos versammelnden kleinen Kreise von ihm näher Stehenden unter seinen Zuhörern pflegten dann und wann einige jugendliche Streber aus dem Zusammenhange gerissene Aeußerungen Hegel'scher Philosophen aus ihren Kathedervorträgen mitzutheilen, welche, als religions- oder kirchenfeindlich erscheinend, den Unwillen des sonst milden Theologen erregen und in ihm allerhand Schreckbilder über die gefährliche Doctrin jener Philosophen und ihrer Schule hervorrufen sollten. Und bei einem so vertrauensseligen Gemüth, wie das des kindlich gesinnten Theologen, wurde diese Absicht in den meisten Fällen nur zu leicht erreicht. Daß auch sein Gesinnungsgenosse Twesten von dieser Furcht vor der glaubensgefährlichen Philosophie der Hegelianer nicht ganz frei war, beweist folgender Vorgang: In demselben Wintersemester, in welchem ich bei Twesten Dogmatik hörte, hielt der hochbegabte, geistvolle und durch seine seltene Redegewandtheit ausgezeichnete Professor Eduard Gans öffentliche Vorträge über „Philosophie der Geschichte", in welcher er über die neuere Geschichte von der französischen Revolution an in geistreich entworfenen und mit großer Begeisterung vorgetragenen Umrissen Umschau hielt und — zu Gerichte saß, wobei er namentlich die Theilung Polen's, den Wiener Kongreß, die Karlsbader Beschlüsse u. a. m. scharf kritisirte und verurtheilte, unter großem Zulauf und lebhaftem Beifall seiner Zuhörer, die sich aus allen Ständen zusammensetzten und unter denen es selbst an hohen Staatsbeamten mit Orden und ergrauten Häuptern nicht fehlte. Vor diesen Vorträgen uns zu warnen,

hielt Professor Twesten für seine Pflicht; wir möchten uns hüten vor einer Auffassung der Geschichte, die sich den Anstrich gebe, als habe ihr Verkündiger in Gemeinschaft mit dem lieben Gott an dem Plane der Weltgeschichte gearbeitet.

Wenn ich hiermit eines in gewisser Hinsicht engherzigen Standpunktes in seiner akademischen Lehrthätigkeit von Seiten des ehrenwerthen und milden Twesten Erwähnung gethan, so muß ich doch auf der anderen Seite auch seine freisinnige Auffassung über manches kirchliche Dogma hervorheben, wie sich eine solche z. B. bei der Lehre von der Kirche in jenen dogmatischen Vorlesungen zu erkennen gab. Als er über dieses Dogma sprach, wies er nach, daß unter den biblischen Lehren des Christenthums diejenige von der Kirche nicht als unerläßlich anzunehmen sei und nicht die Wichtigkeit beanspruchen könne, welche ihr die katholische Kirche in ihrer hierarchischen Entwickelung gegeben habe. Der Christ, der sich der innigen Gemeinschaft mit dem Erlöser bewußt sei und in dieser Gesinnung sein Leben führe, brauche die Kirche nicht als einzige und absolute Heilsanstalt und Quelle der Wahrheit anzuerkennen, da nach protestantischer Lehre und im Sinne des Evangeliums und der Apostel jeder Christ zugleich Priester sei, und seine Gottesgemeinschaft und Erlösung außer durch Christus selber, weder von einem Dritten noch von einer Institution bewirkt werden könne. Ob auch heute noch Derartiges auf den akademischen Lehrstühlen Preußen's verkündigt wird, weiß ich nicht, auch nicht, ob man es höheren Ortes dulden würde. Dagegen spricht die bei der jetzt in der protestantischen Kirche Preußen's und eines großen Theiles von Deutschland herrschenden orthodoxen Richtung und ihren Stimmführern hergebrachte Wichtigkeit, mit der man von der Macht und Heiligkeit der Kirche zu reden und zu schreiben liebt und die dem Lehrsatze der katholischen Kirche: extra ecclesiam nulla salus sehr nahe kommt.

Welchen verderblichen Einfluß selbst mild denkende Männer wie Neander und Twesten der Hegel'schen Philosophie auf uns angehende Theologen zuschrieben, davon mag auch die Thatsache zeugen, daß ein Anhänger derselben, der junge gelehrte und scharfsinnige Privatdocent der Theologie Vatke, eine Professur damals nicht erlangen konnte, so oft er sich auch um eine solche bewarb. Auch Neander soll, und zwar von Hengstenberg beeinflußt, dagegen gestimmt haben. Als wieder einmal die Angelegenheit in der Fakultät verhandelt wurde und Neander abermals dem Verlangen Vatke's entgegentrat, soll ihn, wie in studentischen Kreisen erzählt wurde, sein College Professor Philipp Marheinecke, der Gesinnungsgenosse und Freund des jungen Docenten, der sich seiner stets warm angenommen, gefragt haben, was er denn gegen den gelehrten jungen Privatdocenten habe? Darauf soll Neander geantwortet haben: „Er verwüstet das Evangelium," worauf Marheinecke erwiderte: „Haben Sie es denn gepachtet?!"

Philipp Marheinecke war damals der bedeutendste Repräsentant der Hegel'schen Philosophie unter den Theologen der Berliner Universität und zog durch den Einfluß seiner imposanten Persönlichkeit, wie durch die Ruhe, den Ernst und den Scharfsinn seines Vortrages einen großen Hörerkreis an. Neben ihm war Professor Ferdinand Benary namentlich durch seine Einleitung in's Alte Testament und durch exegetische Vorlesungen über einzelne Abschnitte desselben wegen der Lebhaftigkeit und des Freimuthes seiner Vorträge in dem großen Kreise der damaligen freisinnigen studirenden Jugend bekannt und beliebt. Er lag im steten Kampfe mit dem streng-orthodoxen Hengstenberg; während er z. B. die Abfassung des Pentateuch in die Zeit nach dem babylonischen Exil verlegte und diese Ansicht neben anderen, inneren Gründen vornehmlich auf die bekannten zwölf Stellen in der Genesis stützte, wollte Hengstenberg nur Moses selber als Verfasser

gelten lassen und bemühte sich deshalb, jenen Stellen eine andere Bedeutung unterzulegen.

Es erübrigt nun, auch über den Zuletztgenannten, den Vater der buchstabenmäßigen Rechtgläubigkeit, ein Wort zu sagen, der jahrelang als erste und in weiten Kreisen angesehenste Autorität den Kampf gegen den Rationalismus und die Philosophie in der theologischen Wissenschaft mit seltenem Eifer und einem großen Aufwand von Gelehrtheit sowohl vom Katheder aus, als in der von ihm begründeten „Evangelischen Kirchenzeitung" geführt hat. Die Bedeutung, welche Hengstenberg, der damals im Zenith seines Ruhmes stand, in der theologischen Welt erlangt hatte, und mehr noch der Lärm und die Leidenschaft, mit welcher er und seine Anhänger für ihre Ansichten kämpften, machten es unbedingt nothwendig, von ihm Notiz zu nehmen und ihn zu hören. Auch ich habe einige seiner Collegien fleißig besucht und ich kann nicht leugnen, daß er seine Ansichten mit großem Scharfsinn und einer seltenen Belesenheit vertheidigte. Zweierlei aber war es, wodurch er manche seiner Zuhörer abstieß, zunächst — die zur Schau getragene Demuth, mit der er seine Ansichten vortrug, während Gehässigkeit und Verdächtigungen aller Art gegen andersdenkende hervorragende Gelehrte, wie Wegscheider, Gesenius, Röhr, Bretschneider, Paulus u. a. über seine heiligen Lippen sich ergossen. Außerdem erregte die leise, fast winselnde Sprache und das scheue Wesen des Professors, der, während er eine Stunde lang mit zur Seite geneigtem Haupt vom Katheder herab zu seinem zahlreichen Auditorium sprach, nicht ein einziges Mal den Blick erhob, nicht ein Mal sein Auge auf uns richtete, bei Vielen von uns Widerwillen, da diese überaus demüthige Weise durchaus nicht zu seiner sehr gehässigen, denunziatorischen Polemik paßte. Ich gedenke noch der heftigen, halblaut geäußerten Mißbilligungen eines mir näher befreundeten Studiengenossen, der anfangs die Vorlesungen mit mir besuchte und in nicht widerzugebende Schmeichelworte (!) ausbrach,

wenn der von ihm hochverehrte alte Gesenius, zu dessen Füßen er unlängst in Halle gesessen, in krassester Weise geschmäht wurde. Mein Freund hat auch Henstenberg's Vorlesungen nicht oft besucht.

Von den übrigen Docenten der damaligen Berliner alma mater gedenke ich noch einiger hervorragender Geister aus der großen Schaar der Hegelianer, die, wenn auch die von dem Meister geschaffene philosophische Weltanschauung nicht mehr auf der Höhe ihres Ruhmes stand, wie zu Lebzeiten desselben, doch immer noch den größten Theil der philosophischen Lehrstühle an der Universität inne hatten. Unter ihnen ragten als die bekanntesten und besuchtesten die Professoren Gabler, v. Henning, Werder, Michelet und Hotho hervor; neben ihnen aber erfreute sich des besten Rufes und einer mit jedem Semester wachsenden Zuhörerschaft Professor Adolph Trendelenburg, der sich in den grundlegenden Ideen gegen Hegel ablehnend verhielt und die philosophische Forschung auf andere, mehr positive Lehren zu leiten bestrebt war. Besonders durch seine gründliche Kenntniß der Philosophie des Aristoteles und durch seine Vorlesungen über Logik übte er schon damals eine bedeutende Anziehungskraft auf die Studirenden aus. Seine Vorlesungen über die Geschichte der alten Philosophie und neben ihnen diejenigen über Pädagogik gehören mit zu den geistvollsten und anregendsten Vorträgen, die ich gehört habe. In seiner bescheidenen und durchweg objektiven Weise der Betrachtung, die ihm von Natur eigen, war es ihm nicht sowohl um eine Polemik, als um eine klare Darlegung des Gegenstandes und seiner Ansichten zu thun, und da ihm auch eine schwunghafte, im gewissen Sinne poetische Diction zu eigen war, so läßt sich der große Einfluß, den er auf jugendliche Gemüther ausübte, wohl erklären. Theologen hörten bei ihm vorzugsweise Logik, und auch die Jünger Hengstenberg's belegten dies Collegium fast ausnahmslos bei Trendelenburg, weil derselbe, den bösen Hegelianern gegenüber,

der am wenigsten gefährliche Weltweise schien. Ich hatte mich, was diesen Gegenstand betrifft, für Michelet entschieden, welcher heute noch als „der Nestor der Philosophie" in Berlin lebt und bereits vor zwei Jahren sein 60jähriges Docenten-Jubiläum gefeiert hat, was freilich an der heutigen Berliner-Universität ziemlich spurlos vorübergegangen ist!*) Damals zog er mich und Andere an durch die Lebhaftigkeit seines Vortrages und die mancherlei in seinen jüngeren Jahren hervortretenden Absonderlichkeiten, die den an sich trockenen Gegenstand genießbarer machten. In seinem Colleg bestand die Mehrzahl der Zuhörer aus Polen, von denen zu jener Zeit Viele aus den russisch-polnischen Provinzen Studirens halber nach Berlin kamen, meist in Begleitung ihrer Hofmeister oder Erzieher. Sie wurden ebenso wie wir deutschen Studenten von der Eigenart seines Vortrages und dem mannhaften Freimuth seiner Aeußerungen angezogen, wozu noch kam, daß sie nach der Stunde mit ihm sich in der Sprache seines Stammlandes unterhalten konnten, was ihnen ein besonderes Vergnügen zu bereiten schien. Im Uebrigen mochten die Meisten dieser polnischen wohlfrisirten und behandschuheten Jünglinge bei ihrer mangelhaften Kenntniß des Deutschen von der schwierigen Dialektik des Hegel'schen Systems wenig genug verstehen, denn ich sah nicht selten Manche von ihnen, während der Professor docirte, in sanften Schlummer versinken, aus welchem sie dann irgend ein lauter und mit heftigem Faustschlage auf das Katheder begleiteter Ausspruch des Professors recht unsanft zu erwecken pflegte.

Großes Interesse erregten bei uns auch die Vorlesungen des Hegel'schen Aesthetikers und Kunsthistorikers Hotho, der in weiten Kreisen des damaligen Berlin wegen seiner öffentlichen Vorträge über neuere deutsche Dichter bekannt und beliebt war. Er las eine Reihe von Jahren hindurch in

---

*) „Vossische Zeitung" Nr. 135 v. 21. März 1886. 1. Beilage.

jedem Wintersemester vor einem zahlreichen Auditorium, das, außer den die Mehrzahl bildenden Studenten, verschiedenen Ständen angehörte, über Goethe und Schiller, oder über Lessing, über Tieck u. a. m. Wir erfreuten uns an seinem bilderreichen Vortrage, den originellen, genialen Gesichtspunkten und der blühenden, nicht selten poetisch angehauchten Sprache; nur schade, das Semester war entweder zu kurz, oder seine Vorträge zu weit angelegt, denn es begegnete ihm fast regelmäßig, daß das Semester zu Ende war, wenn er eben mit der Einleitung fertig war und sich anschickte, an den Stoff selber zu gehen. Selbstverständlich kann es so ein Professor, der zu einem Auditorium spricht, das sich aus verschiedenen Berufsklassen zusammensetzt, nicht Jedem seiner Zuhörer recht machen. Das erfuhr auch Hotho einmal in einer seiner öffentlichen Vorlesungen über Goethe und Schiller, als er die Frage zu beantworten suchte, warum das Zeitalter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich des Großen an sich der Entfaltung der Literatur und speziell der deutschen Poesie so wenig günstig gewesen. Ihm galt als eine der Hauptursachen dieser Erscheinung das Vorherrschen des Korporalstockes in jener Zeit, und als er des Weiteren darauf einging, zu zeigen, wie wenig Poesie in dem militärischen Exercitium, in dem „Rechts um! Links um! Gewehr auf! und Gewehr ab!" liege, da fühlten sich die anwesenden Offiziere in ihrem Standesbewußtsein verletzt und gaben ihren Unwillen durch Murren zu erkennen. Der jugendliche Professor aber erklärte ihnen mit großer Seelenruhe, das sei hier eine öffentliche Vorlesung, und wem nicht behage, was er sage, dem stehe es ja frei, den Saal zu verlassen, worauf er in seinem Vortrage fortfuhr, der dann auch nicht weiter gestört wurde.

Unter den Jüngern Hegel's, die damals an der Berliner Hochschule hervorleuchteten, nimmt eine der ersten Stellen der schon erwähnte Professor Eduard Gans ein, der zu früh, schon 1839 im rüstigsten Mannesalter, starb. Wie

Philipp Marheinecke als Repräsentant der Hegel'schen Doctrin in der Theologie, so gilt Eduard Gans als Vertreter dieser Philosophie in der Rechtswissenschaft, gegenüber dem das höchste Ansehen genießenden Savigny, dem gelehrten Repräsentanten der historischen Richtung in der juristischen Disciplin. Mehr noch als den Kämpfen, welche Jener gegen seinen hochberühmten Gegner führte und die seinen Namen weithin bekannt machten, verdankt er seine Popularität und namentlich seine Beliebtheit unter den Studirenden seinen geschichts-philosophischen Vorträgen. Ich habe schon des gewaltigen Eindrucks gedacht, den seine im Wintersemester 1838—39, kurz vor seinem am 5. Mai des letzteren Jahres erfolgten Tode, gehaltenen Vorträge über die Philosophie der Geschichte auf uns machten. Dieselben, gehalten in dem größten Hörsaale der Universität, der bis auf den letzten Platz und selbst in den Gängen dicht gefüllt war, zeichneten sich ebenso sehr durch den damals ungewohnten Freimuth, wie durch Geist und Witz aus und fesselten zugleich durch die seltene rednerische Begabung des jungen gelehrten Professors. Ich erinnere mich noch heute lebhaft des Eindrucks, welchen die eher kleine als große, behäbige und elegante Person des Redners machte, wenn er im blauen Frack mit blanken Knöpfen, wohlfrisirt im reichen, dunklen gelockten Haar in das überfüllte Auditorium trat und sich mühsam durch die in den Gängen dicht gedrängt stehende Menge zum Katheder Bahn brechen mußte, dabei an manche mit Orden geschmückte Excellenz anstreifend; wie er dann, nachdem er das Katheder bestiegen und sich nach allen Seiten hin verneigt hatte, mit weithin schallender Stimme ein Schlagwort als Thema des jeweiligen Vortrages in die lauschende Menge warf, das sofort die Geister ergriff und dann von dem Redner in glänzender, fortreißender Beredtsamkeit abgehandelt wurde. Auch diese Collegien wurden gleich denen seines Gesinnungsgenossen Michelet zahlreich von den damals

in Berlin studirenden Polen besucht, die durch die Lebhaftigkeit und das Feuer der Begeisterung, welches aus den Reden des Professors aufloderte, angezogen wurden und ihn, der ebenfalls der französischen Sprache vollkommen mächtig war, am Schlusse der Stunde umringten und in lebhafter Unterhaltung bis zu seiner Wohnung geleiteten. Mit welchen Sympathien die jugendlichen Herzen der leichterregbaren Polen den Worten des Redners, wenn er über die Theilung Polen's in seiner freimüthigen Weise sprach, zustimmten und wie der Beifall aus den flammenden Blicken der Jünglinge aufleuchtete, will ich hier nur andeuten. Als ein Zeichen einer besonderen Begabung und Vielseitigkeit des Talentes rühmte man von Gans, daß er, wie außer ihm kaum jemals ein deutscher Gelehrter, es verstanden habe, während seines längeren Aufenthaltes in Paris die schwierige Hegel'sche Philosophie in ihren Hauptumrissen selbst den Damen der Pariser Salons in der Unterhaltung verständlich zu machen.

Unter den wenigen, dem Hegel'schen System nicht ergebenen Professoren der philosophischen Fakultät verdienen noch zwei Männer Erwähnung, die sich eines wohlverdienten Rufes erfreuten, der eine als scharfer Denker, der andere als Philosoph und Dichter: Friedrich Eduard Beneke und Heinrich Steffens. Beneke, der als außerordentlicher Professor an der Universität Vorlesungen über Kant'sche Philosophie, Psychologie u. a. m. hielt, galt damals als der einzige Vertreter der Lehre des Königsberger Philosophen an der Hochschule, obwohl er kein bloßer Interpret desselben war, sondern sein System selbstständiger gestaltete und, es vorwiegend auf ein unbefangenes und strenges Anschließen an die Thatsachen unseres Selbstbewußtseins gründend, bemüht war, die empirische Psychologie als philosophische Haupt- und Grundwissenschaft auszubilden. Er erfreute sich in den Jahren 1836—40 eines stets wachsenden Zuhörerkreises, obwohl seine Vortragsweise etwas Monotones hatte und ein stets wiederkehrendes An-

stoßen mit der Zunge ungemein störend wirkte. Sein tragisches Ende, das er, durch tiefe körperliche Leiden zur Verzweiflung getrieben, im Jahre 1854 im Wasser gesucht und gefunden, hat aufrichtiges Bedauern in der ganzen gelehrten Welt erregt.

Weit berühmter als der ehrenwerthe und um seine Wissenschaft verdienstvolle Beneke war der gleichzeitig an der Berliner Universität, seitdem er im Jahr 1831 an dieselbe berufen war, damals als ordentlicher Professor der Philosophie wirkende Norwege Heinrich Steffens, der durch seine epochemachenden Novellen schon auf der Schule unsere Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte, und den wir uns freuten, nunmehr von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen und zwar in einem neuen Lichte: als Professor der Weltweisheit. Ich sehe ihn noch in seiner großen, schlanken, stets aufrecht sich haltenden Gestalt, mit den kleinen, lebhaft und freundlich blickenden Augen, dem kurz geschnittenen, schon stark mit Grau gemischten, aufrechtstehenden Haar, vor mir auf dem Katheder sitzen und höre ihn seine Ideen über Religionsphilosophie vortragen, wobei er mit der rechten Hand unaufhörlich ein goldenes Zahnstocher-Etui auf- und nieder bewegte. Seine Vorträge waren nicht streng geordnet, er flocht in dieselben nicht selten Episoden aus seinem Leben ein und verirrte sich dabei weit ab von dem thema probandum. Aber in der nächsten Stunde war er nicht allein wieder ganz bei der Sache, sondern ließ auch deutlich erkennen, warum und zu welchem Zwecke er jene Abschweifungen in ein scheinbar fremdes Gebiet gemacht habe. Dabei hatte er, weil er frei sprach und bekanntlich des mündlichen Ausdruckes in der deutschen Sprache nicht ganz mächtig war, stets mit dem Worte und der Satzbildung zu kämpfen, und wenn wir nach der Weise junger Leute über arge Verstöße gegen die Grammatik unser Lachen nicht zurückzuhalten vermochten, so verletzte ihn das nicht, sondern er lächelte höchstens oder lachte auch wohl recht von Herzen

mit. Originell und oft von drastischer Wirkung waren mitunter seine Mittheilungen aus seinen Erlebnissen. So erinnere ich mich, daß, als er eines Tages von der Nothlüge sprach, er uns aus seinem Jenaer Leben erzählte, Fichte habe sich entschieden gegen jede Zulassung der Nothlüge ausgesprochen und dieselbe als eine Entwürdigung des eigenen Ichs durchaus verworfen. Er (Steffens) sei darauf zu ihm gegangen und habe ihm, um ihn von der Unhaltbarkeit seiner Behauptung zu überzeugen, folgenden Fall vorgetragen: In einer Familie sind Mutter und Kind bedenklich erkrankt und beide in getrennten Zimmern gebettet; der Zustand der Mutter ist so gefährlich geworden, daß sie vor jeder Aufregung behütet werden muß. Nun stirbt das Kind und die Mutter fragt nach dem Befinden desselben. „Was soll man da thun?" fragte ich Fichte, „die Wahrheit sagen und die Mutter tödten, oder in der Noth eine Lüge gebrauchen?" „Du sollst sagen," antwortete der strenge Philosoph, „das geht Dir nix an!" Als wir über die wenig glückliche Antwort Fichte's, mehr aber noch über den komischen Ausdruck Steffens' lachten, verbreitete sich wieder jenes freundliche und erheiternde Lächeln über sein Gesicht, das uns verkündete, wie er mit seiner Erzählung selber im höchsten Grade zufrieden sei.

Heinrich Steffens starb in Berlin bereits am 13. Februar 1845. Es ist hier nicht der Ort, auf seine eigenartige philosophische Weltanschauung des Nähern einzugehen, ebenso wenig seine religiöse, stark zum Mystizismus und zum orthodoxen Lutherthum hinneigende Richtung zu verfolgen; seine interessante Selbstbiographie: „Was ich erlebte" (1810—45, 10 Bände) giebt über die letztere die beste Aufklärung.

Außer den bisher genannten Theologen und Philosophen vom Fach an der damaligen Berliner Universität muß ich noch zweier Männer gedenken, nicht sowohl deshalb, weil sie

— was ich nicht erst zu beweisen brauche — beide wahre Zierden der Hochschule waren, sondern weil sie auch auf mich vielseitig fördernd und anregend eingewirkt haben. Der Eine von ihnen ist August Boeckh, der große, unübertroffene Philologe, der gründliche Kenner des griechischen Alterthums, der Geschichte und Literatur der Griechen, der 56 Jahre lang der Friederica Guilelma Berolinensis als ordentlicher Professor angehört hat und — dessen sich kein Anderer rühmen kann — fünf Mal ihr Rektor gewesen ist. Ich muß es unterlassen, hier einen so bedeutenden Gelehrten, der so Großes gewirkt und Tausende von Schülern gebildet, unter denen nicht wenige später einen weithin verbreiteten Ruf gewonnen, auch nur annähernd in seiner wissenschaftlichen Größe und Bedeutung zu würdigen, auch auf seine während meines Trienniums an der Berliner Universität gehaltenen Vorlesungen kann ich nicht näher eingehen. Das aber weiß ich und kann ich mittheilen, daß seine Vorlesungen über griechische Literatur und Geschichte, wie diejenigen über Sophokles' Antigone, stets auf mich den Eindruck machten, als habe er mit den alten Athenern, mit Sokrates und Plato, wie mit den griechischen Geschichtsschreibern, Dichtern und Rednern im trautesten Umgange gestanden und mit ihnen zu Tische gesessen. Obwohl er magister eloquentiae an der Universität war, entbehrten seine Vorlesungen jedes oratorischen Reizes, doch war sein Vortrag „von goldener Klarheit und echt pädagogischem Takt". Wer ihn jemals einen Chor aus einer Sophokleischen Tragödie hat lesen hören, dem wird die eigenthümliche, fast wie Musik klingende und doch ungekünstelte Recitation unvergeßlich geblieben sein. Dabei zierte ihn eine seltene Bescheidenheit, und wenn er auch sehr häufig den Ansichten seines großen Zeitgenossen Gottfried Hermann in Leipzig entgegentrat, so geschah dies stets in ungemein ruhiger und achtungsvoller Weise, die grell gegen die scharf verletzende und höhnende Weise manches „frommen" Theologen abstach. Meistens be-

gnügte er sich damit, die Auffassung seines Gegners kurz und klar anzuführen und schloß dann gewöhnlich mit den Worten: Das ist die Ansicht Hermann's, er hat mich auch diesmal nicht überzeugt."

Es war natürlich, daß einem solchen Manne, der zur Zeit, als ich studirte, schon länger als 25 Jahre an der Berliner Universität lehrte, dessen Name sich eines so großen Rufes erfreute und der außerdem durch seinen Freimuth bei der Jugend ungemein beliebt war, auch von dieser eine innige Verehrung entgegengebracht wurde. Dieselbe äußerte sich unter Anderem bei der Wiederkehr seines Geburtstages am 24. November 1837 in der beachtenswerthen Weise, daß als der verehrte Professor an jenem Tage das Auditorium betrat, die zahlreichen Zuhörer sich von ihren Plätzen erhoben und Einer von uns dem erstaunten Manne unseren Glückwunsch aussprach. Noch sehe ich die kleine Person des berühmten Philologen vor mir in seinem schwarzen Frack mit einer Anzahl Bücher unter dem Arme, wie er überrascht und gerührt von dieser unerwarteten Huldigung neben dem Katheder, das er zu besteigen im Begriff war, wie gebannt stehen blieb und kaum im Stande war, in wenigen Worten seinen Dank auszusprechen.

Boeckh stand mit den Besten und Größten seiner Zeit in regem Verkehr, so mit den beiden Humboldt's, von denen Alexander seine Vorlesungen über griechische Alterthümer besuchte und nur fehlte, wenn „er bei Königs zum Thee war"; ferner mit Schleiermacher, mit Johannes Schulze, dem um das höhere Schulwesen Preußen's und speziell Berlin's vielverdienten vortragenden Rathe im Cultusministerium Altenstein's, ferner mit diesem selber, mit Lachmann, Immanuel Bekker, den Gebrüdern Grimm u. A. Das Treiben der wüsten Reaction in den fünfziger Jahren war ihm in der Seele zuwider, und er half sich über

jene traurige Zeit durch unausgesetzte Arbeit hinweg. Am 3. August 1867 ist er heimgegangen.

Der andere Gelehrte, dessen ich hier noch gedenken will, ist Karl Ritter, der große Geograph, der Begründer der geographischen Wissenschaft. Er stand nicht minder als sein berühmter College August Boeckh bei der studentischen Jugend in hoher Verehrung und nahm nicht allein durch seinen damals schon weitverbreiteten Ruf und seine bahnbrechenden Forschungen, als auch durch den sympathischen Eindruck für sich ein, welchen seine patriarchalische Erscheinung, die Ruhe und das väterliche Wohlwollen, das ihm eigen, und die edle, milde Gesinnung, welche aus seinem Antlitze hervorleuchtete, um ihn verbreitete. Die bekannte, in ihm lebendige und von ihm zuerst begründete Art und Weise, wie er die Geographie eines Landes, seine Lage, Klima, Bodenbeschaffenheit und Erzeugnisse mit dem Charakter und der Geschichte eines Volkes in Verbindung brachte, verlieh seinen Vorlesungen, die durch ein volles, wohlklingendes Organ, eine edle, oft poetisch angehauchte Sprache und eine ruhige, gemessene Diction sich auszeichneten, eine große Anziehungskraft. Nicht selten wurden seine Zuhörer überrascht durch die große Sicherheit und Genauigkeit, mit welcher er die Umrisse des Landes, über das er eben sprach, oder eines Theiles desselben in wenigen Kreidestrichen auf die Wandtafel zu zeichnen verstand. Wie er z. B. es vermochte, seinen Zuhörern das alte Palästina, seine Bewohner, ihre Geschichte in ihrer nationalen Besonderheit lebendig vorzuführen, also daß er nicht nur die Verkehrsstraßen des Landes vom See Merom im Norden bis zum todten Meer im Süden genau angab, sondern auch von der Zeit der Patriarchen an bis auf Jesus von Nazareth die hervorragendsten Epochen und Wandlungen im Leben des jüdischen Volkes in kurzen, kräftigen und scharfen Zügen uns vor Augen zu führen wußte: das möchte schwerlich einem Andern in der lichtvollen Klarheit und in so edler und ernster,

dem Gegenstande angemessener Sprache gelungen sein. Auch Karl Ritter war eine Zierde und ein hellleuchtender Stern an dem Himmel der damaligen Berliner Universität, und wie August Boeckh, so hat auch er eine Menge von Schülern gebildet, die auf dem von ihm gebahnten Wege weiter fortschritten und Ruhm und Ehre erlangten. Und wie ich, so verdanken gewiß außer jenen noch Viele seiner Zuhörer ihm, daß er sie zum näheren Studium seiner Wissenschaft angeregt hat.

An diese kurze Charakteristik der bedeutendsten Professoren der Berliner Universität zu meiner Zeit mögen sich noch einige Mittheilungen anschließen über das damalige von mir beobachtete

## Studentische Leben.

Von einem studentischen Leben in Berlin konnte zu damaliger Zeit und kann auch heute nicht eigentlich die Rede sein. Die Stadt ist dazu zu groß und bietet auch sonst der Zerstreuungen und Genüsse zu viele, um für eine größere Anzahl von Studirenden Zeit und Neigung zu Verbindungen, Kneipereien, Paukereien und dem nach Außen hin sich geltend machenden studentischen Thun und Treiben, wie ein solches auf kleineren Universitäten die Mehrzahl der Jünglinge beschäftigt, übrig zu lassen. Ueberdies waren vor fünfzig Jahren alle Verbindungen auf preußischen und deutschen Universitäten strengstens verboten; schon bei der Immatrikulation wurde uns „durch Handschlag an Eidesstatt" („data dextra jurisjurandi loco") das Versprechen abgenommen, keiner der „geheimen Gemeinschaften" („clandestina sodalitia") beizutreten, bei Strafe der Relegation und unter der Drohung, später niemals zu einem öffentlichen Amte zugelassen zu werden. Wenn trotzdem damals vier studentische Verbindungen, die der Neupreußen, Märker, Pommern und Schlesier, in Berlin bestanden

und die üblichen Reibereien zwischen denselben zu einer ansehnlichen Zahl von Duellen führten, so traten diese studentischen Gepflogenheiten in der großen Stadt gar nicht in die Oeffentlichkeit. Nur zwei mit Bewilligung des akademischen Senats veranstaltete öffentliche Schlittenfahrten in dem kalten Winter von 1838, von denen namentlich die zweite sich durch echt jugendlichen Humor und die mit allem studentischen Pomp zur Schau gestellte Buntheit der Aufzüge und Costüme auszeichnete, gaben den Berlinern den Beweis von dem Dasein einer Studentenschaft in ihrer Stadt. Sonst hielt sich das Verbindungsleben sehr im Stillen. Wie dasselbe übrigens von der Polizei überwacht wurde, davon lieferte den Beweis u. A. ein Commers, welchen die vier Verbindungen damals in der „grünen Neune" (dem spätern Residenz-Theater) in der Blumenstraße abhielten, bei welchem der in jenen Tagen noch im Zenith seines Ruhmes stehende und unter die bekanntesten Berliner Persönlichkeiten zählende „vergnügte Weinhändler" Louis Drucker die Oekonomie übernommen hatte. Selbst so ein harmloser Commers wie dieser wurde durch einen Polizeicommissär überwacht, der freilich, nachdem wir ihn von der Ungefährlichkeit unseres Beisammenseins überzeugt hatten, human genug war, sich bald nach Beginn des Mahles zu entfernen. Im Uebrigen mag hier noch bemerkt werden, daß die Besorgniß, als könnte unseren Verbindungen irgend eine politische Tendenz anhaften, eine ganz grundlose war. Wie diese aus den den Jenenser Bierkönigreichen nachgebildeten Kneipereien und Paukereien hervorgegangen waren, so verfolgten sie auch weiter keine Zwecke als die heute in den Corps und den Landsmannschaften üblichen. Von demagogischen oder ähnlichen staatsgefährlichen (!) Anregungen war in diesen harmlosen Verbindungen nichts zu spüren, und burschenschaftliche Neigungen konnten nach den grausamen Verfolgungen und beispiellos harten Strafen, welche die Metternich'sche Politik über eine so große Anzahl von schwärmerischen Jüng-

lingen und jungen, schon in Amt und Würden stehenden Männern verhängt hatte, damals bei den Berliner Studenten nicht aufkommen. Die Vorgänge im Staatsleben, wenigstens die in Preußen und Deutschland, entzogen sich außerdem vollständig unserer Kenntniß, was sich aus dem damaligen Zustande des öffentlichen Lebens im Allgemeinen und der Presse im Besondern von selbst erklärt. Darüber, wie sich das öffentliche Leben vor fünfzig Jahren in der Hauptstadt des preußischen Staates darstellte, sei im Folgenden noch Einiges mitgetheilt.

## Berlin vor fünfzig Jahren.

Wer das heutige Berlin durchwandert und es früher gekannt hat, kann sich auf den ersten Blick kaum einen Begriff machen von den Fortschritten, welche die Stadt nach jeder Richtung und besonders in Hinsicht des Verkehrs in den Straßen, der Geschäftsthätigkeit und Industrie in den letzten fünfzig Jahren gemacht hat, abgesehen von der hervorragenden Stellung in der politischen Welt, welche das heutige Berlin einnimmt. Am Ende der dreißiger Jahre war Berlin nichts Anderes als die Hauptstadt des preußischen Staates und die Residenz des Hofes. Der Geschäftsverkehr nach außen war unbedeutend, die Börse und ihr Umsatz beschränkte sich auf ein bescheidenes Maß, etwa wie die Börse heute in einer Provinzialhauptstadt. Borsig, dem die Stadt den Aufschwung im Maschinenbau zum größten Theil verdankt, hatte sich erst 1837 mit fünfzig Arbeitern etablirt, und schon die beiden Thatsachen, daß die Zahl der concessionirten Droschken damals im Ganzen kaum 100 und jedenfalls nicht mehr betrug und daß in vielen Straßen der Friedrichsstadt südlich von der Leipziger Straße Gras wuchs, mögen bekunden, wie unbedeutend der Verkehr in manchen Stadttheilen des damaligen Berlin war. Die Stadt mit ungefähr 300,000 Einwohnern war noch von

der berühmten Mauer, deren Höhe 16 Fuß und deren Länge zwei Meilen betrug, umgeben, und wenn diese auch bereits von den neuen sich bildenden Stadttheilen, namentlich im Süden und Westen, überschritten wurde, so lagen doch innerhalb derselben noch weite, als Garten- oder Ackerland benützte Flächen, wie das Köpeniker Feld, das sich heute in einen ansehnlichen Stadttheil verwandelt hat. Als ich gegen Ende der sechsziger Jahre zum dauernden Aufenthalt wieder nach Berlin kam, war ich nicht wenig erstaunt über die Ausdehnung der Stadt und das Leben auf ihren Straßen. Ich vermochte das Berlin meiner Jugendzeit kaum wieder zu erkennen, so sehr überwältigte mich der Lärm des Verkehrs, die Menge der Wagen, der Omnibusse und die in den Hauptstraßen hin- und herwogenden Menschenmassen, zwischen denen man oft Mühe hatte, sich hindurchzudrängen. Und doch gab es gegen Ende der sechsziger Jahre noch keine Pferde- und keine Stadt-Bahn.

In meiner Studentenzeit führte die Stadt ein wahrhaft patriarchalisches, harmloses Dasein. Wenn man an einem Sonntag Nachmittags im Sommer die Königsstraße entlang ging, so konnte man den alten, in der Königsstadt wohlbekannten Hofmechanikus Amuel behaglich in einem Lehnstuhl vor der Thüre seines Hauses an der Königs- und Klosterstraßenecke sitzen und seine Pfeife rauchen sehen — er war damals Niemandem im Wege — und gar in den südlichen Theilen der Friedrichsstadt langweilten sich an solchen Sonntagen selbst die Hunde auf der Straße.

Die Unterhaltung in den wenigen Bier- und Kaffeehäusern, sowie in den Familien, drehte sich vorherrschend um den Hof und die Theater. Von beiden deshalb auch einige Worte.

## Der Hof.

König Friedrich Wilhelm III. Der Kronprinz, nachherige König Friedrich Wilhelm IV., seine religiöse Richtung im Gegensatze zu der der Berliner. Prinz Wilhelm. Der Herzog von Cumberland. Literarische Cirkel. Die Zeitungen. Rellstab.

König Friedrich Wilhelm III. brachte das ganze Jahr, mit Ausnahme weniger Sommerwochen, während welcher er in Teplitz zur Badekur verweilte, und eines vorübergehenden Aufenthalts in Potsdam zur Zeit der Herbstmanöver, in Berlin zu; täglich während des Winters sah ich ihn, wenn ich um 1 Uhr die Universität verließ, pünktlich um dieselbe Minute in seinem sehr einfachen gelben Kutschwagen mit dem dienstthuenden Adjutanten zur Seite nach dem Brandenburger Thore zu fahren, schweigsam, mit ernster Miene, die sich auch bei den ehrfurchtsvollen Grüßen der Vorübergehenden nicht veränderte. Genau zur festgesetzten Stunde kehrte er von seinen täglichen Spazierfahrten in das Palais zurück. Der König war bekanntlich von einer minutiösen Pünktlichkeit, und sein Biograph Bischof Eylert in Potsdam*) weiß davon ein artiges Stückchen zu erzählen.

Bei der akademischen Jugend war im Uebrigen der König nicht sehr beliebt; wir zürnten ihm wegen der schweren be-

---

*) „Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelm III." (1842—46, 3 Bände). Als der Kronprinz, nachherige König Friedrich Wilhelm IV., während der Hof in Potsdam verweilte, sich einmal bei dem Diner um einige Minuten verspätet hatte, wußte er den Verdruß des gestrengen Herrn Vaters dadurch zu besänftigen, daß er schnell gefaßt zu ihm herantrat mit den Worten aus dem Lieblingslustspiel des Königs, dem Angely'schen „Fest der Handwerker",: „Na, Meester, dadrum keene Feindschaft nich!" worauf der König, auf den Scherz eingehend, erwiderte: „Ne, Willem, Du weeßt ja, allemal derjenige, welcher." Damit war die Sache abgethau.

magogischen Verfolgungen,*) auch wurde erzählt, daß der König aus Aerger über die demagogischen Umtriebe, die ihm im schlimmsten Lichte dargestellt waren, den Studenten überhaupt abgeneigt sei. Ihm, bei dem Alles in strengster Ordnung und nach steifem, militärischem Zuschnitt geregelt war, mochte die akademische Freiheit und das flotte, ungebundene studentische Thun und Treiben wenig zusagen. Das stimmte nicht zu seiner vorherrschend ernsten Gesinnung, die in seinen letzten Lebensjahren noch durch den schweren Conflict mit der katholischen Kirche, der über die gemischten Ehen entbrannte und in welchem die Erzbischöfe von Köln und Posen eine hervorragende Rolle spielten, verschärft wurde. Wenn demnach auch zwischen dem Könige Friedrich Wilhelm III. und der Berliner Studentenschaft keine Sympathie bestand, so schloß das nicht aus, daß wir nicht dem alten Herrn unbedingte Ehrfurcht entgegengebracht hätten und daß auch uns die Nachricht seines Todes erschütterte und betrübte.

Der Kronprinz war wie überall im Lande, so auch bei der akademischen Jugend der Berliner Universität sehr beliebt. Man pries ihn als einen geistreichen, kunstsinnigen und vielseitig gebildeten Prinzen, und da außerdem bekannt war, daß er kein so großer Soldatenfreund war, wie sein Vater, so that das bei uns der Zuneigung für ihn keinen Abbruch, erhöhte sie vielmehr. Von ihm erwartete man eine freiere Regierung, vor Allem die endliche Verleihung der von seinem Vater versprochenen landständischen Verfassung. Wenn wir ihm am Arme seiner Gattin im Thiergarten begegneten, standen wir still, die Mützen in der Hand, bis das prinzliche Paar vorübergeschritten war.

---

*) Nach dem im Jahre 1838 von dem Bundestage veröffentlichten Resultat der Centraluntersuchungs-Commission waren von 1833—38 abermals 1867 incriminirte Culpaten abgeurtheilt.

Die Hoffnung, daß mit ihm eine neue Zeit über Preußen aufgehen werde, hat, als später Jahr auf Jahr verging, ohne daß sie erfüllt wurde, wesentlich dazu beigetragen, gegen den König einzunehmen und ihn selbst bei „seinen Berlinern" unbeliebt zu machen. Je größer die Erwartung gewesen, desto empfindlicher fühlte man die Täuschung. Dazu kam, daß den vorwiegend nüchternen und kritischen, jeder Schwärmerei und Phantasterei abholden Berlinern die große Vorliebe des Königs für die orthodoxe Richtung und die Hengstenberg'sche Theologie in der Kirche, und mit ihr die Bevorzugung pietistischer Geistlichen von Grund aus zuwider war. Sie hatten so etwas seit den Tagen Woellner's nicht erlebt, und wenn auch nicht mehr der platte Rationalismus jener Zeit in Kirche und Haus herrschend war, so hatte doch die seit den Befreiungskriegen sich zeigende ernstere religiöse Richtung und die Schleiermacher'sche Theologie den jedem Berliner angeborenen Skepticismus gegen Alles, was den Sätzen der gesunden Vernunft oder des einfachen Gefühls widersprach, nicht zu zerstören vermocht. Daher ging ihnen die streng-orthodoxe und unbedingt gläubige, mystische Richtung ihres Königs wider den Strich; sie konnten sich nicht in die beschränkte und beschränkende Frömmigkeit desselben wie seines Ministers Eichhorn und vieler hochgestellten Beamten, Generäle und Hofleute finden, welche diese sogleich nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm IV. zur Schau trugen. Daß dieser Gesinnung der übergroßen Mehrzahl der Berliner auch die heute in Berlin herrschenden kirchlichen Verhältnisse nicht entsprechen, beweist nichts dagegen. Wenn die jetzt von der Regierung begünstigte orthodoxe einer freieren Richtung weichen wird, dann wird es sich zeigen, daß die heute üppig aufgeschossene Pflanze nur ein Parasit war, der an dem gesunden Baume des protestantischen Lebens in Berlin und in Preußen auf die Dauer nicht leben und gedeihen kann.

Das Strauß'sche „Leben Jesu", wie die wenig später erscheinenden Schriften von Feuerbach und Bruno Bauer hatten einen gewaltigen Eindruck in Berlin gemacht und nicht blos auf die gelehrten oder sogenannten gebildeten Berliner. Auch in die schlichten Kreise des Volkes war wenigstens die Kunde von dem Dasein des Strauß'schen Buches gedrungen. Als ich einmal im Dome den Hof- und Domprediger (zugleich Professor an der Universität) Friedrich Strauß predigen hörte, fragte mich ein neben mir stehender schlichter Bürgersmann nach dem Namen des Predigers, und als ich ihm denselben nannte, wollte er wissen, ob dies der Mann sei, der „das Buch" geschrieben habe. Ich konnte ihn darüber völlig beruhigen, denn dem Namensvetter von David Strauß, dem Hof- und Domprediger, der da vor uns auf der Kanzel stand, war ein solches Unterfangen sicherlich niemals in den Sinn gekommen.*)

Dagegen wurde Hengstenberg und sein starrer Pietismus, je mehr sein Zelotismus in den Angriffen gegen seine Gegner zunahm, bei den Berlinern von Tag zu Tag unbeliebter. Seine Glaubensgenossen und Anhänger waren damals an Zahl noch gering und an Einfluß auf das öffentliche Leben von keiner Bedeutung. Zu ihnen zählten, außer den kronprinzlichen Herrschaften und ihren Hofbedienten, nur einzelne Berliner Geistliche, die Studenten, welche mit Vorliebe des hyperorthodoxen Professors Collegien besuchten, ein Haufe

*) Friedrich Gerhard Abraham Strauß, geb. 24. September 1786 zu Iserlohn, † 19. Juli 1863 zu Berlin. Er war ein berühmter Kanzelredner und von großer gedeihlicher Wirksamkeit durch seine poetisch-religiösen Schriften (Glocken-Töne, Helon's Wallfahrt u. a. m.), wie als Hofprediger und Professor an der Universität, wo er namentlich im homiletischen Seminar sich um die Bildung junger Theologen verdient machte. „Strauß war ein Hofprediger, wie er sein muß; ein Vermittler zwischen Thron und Volk, eine gläubige, energische, aber wohlwollende, auf Ausgleichung bedachte Natur. Nichts von hierarchischem Dünkel, sondern freudige Hingabe an den Dienst der Gemeinde."

von urtheilslosen Menschen und speculirende heuchlerische Streber, die voraussahen, was für ein evangelisches Kirchenthum uns bevorstand, und danach bei Zeiten sich einrichten wollten. Unter den Geistlichen Berlin's, die schon damals der Hengstenberg'schen Richtung zugethan waren, nenne ich nur den Prediger Arndt an der Parochialkirche in der Klosterstraße, dessen Predigten häufig von dem kronprinzlichen Paare, von Personen ihres Hofstaates und solchen, die es werden wollten, besucht wurden. Die Berliner im Großen und Ganzen waren diesem Kirchenwesen abgeneigt; sie fanden ein besonderes Wohlgefallen an Allem, was den Pietismus und seinen obersten Hohenpriester in Mißkredit brachte oder ihn lächerlich machte. Schon damals sah man dann und wann in den Schaufenstern einiger Buchhandlungen „Unter den Linden" lithographirte Bilder ausliegen, in denen der pietistische Professor die Hauptfigur bildete. Ich erinnere mich, eine solche bildliche Darstellung gesehen zu haben, die in der Mitte einen mächtigen Eichenbaum zeigte, an welchem ein Eichkätzchen (Eichhorn) hinauflief, während an seinen Wurzeln ein Feuerbach*) floß, der ihn zu verbrennen drohte, und in dessen Stamm ein Bauer**) mit der Axt einhieb, um ihn zu fällen. Diesem Baume gegenüber sah man eine Schaar

*) Ludwig Feuerbach's († 1872) Hauptwerke erschienen zwar erst nach 1840 (sein „Wesen des Christenthums" 1841, „Grundsätze der Philosophie der Zukunft" 1843, „Das Wesen der Religion" 1845), aber sein auf diese Schriften vorbereitendes Werk „Ueber Philosophie und Christenthum" war schon 1839 veröffentlicht.

**) Bruno Bauer hatte, seitdem er sich von der speculativ-orthodoxen Richtung in der Hegel'schen Schule ab- und den Jung-Hegelianern zugewandt, seit dem Jahre 1839 schon mehrere Schriften veröffentlicht, die sich mit dem Verhältnisse der Kirchenlehre zur Philosophie beschäftigten und die damaligen Zustände in Kirche und Staat einer zersetzenden Kritik unterwarfen. Seine beiden bedeutendsten theologischen Werke: „Kritik der evangelischen Geschichte des Johannes" und „Kritik der evangelischen Synoptiker" erschienen 1840.

„Frommer", ihnen voran Hengstenberg, dessen zum Himmel flehend gerichtetes Antlitz, sowie die Gesichter seiner Gläubigen zwar alle die Gestalt eines bekannten, wegen seiner Geistesarmuth oft bespöttelten Thieres trugen, der aber trotzdem an dem aparten und ihm unter allen damals lebenden Berlinern ausschließlich eigenen Schnitt seiner Beinkleider sofort erkannt wurde. Dergleichen Karrikaturen und bildliche Darstellungen waren am Ende der dreißiger und Anfangs der vierziger Jahre, wo es noch keinen „Kladderadatsch" und keine sonstigen Berliner Witzblätter gab, die einzigen Wege, auf denen sich der Widerwille und der Spott der Berliner über das heuchlerische und hochfahrende Wesen der „Stillen im Lande" und ihres Chorführers Luft machen konnten.

Als freisinniger Kanzelredner erlangte zu damaliger Zeit Prediger Jonas, Schwager des Grafen Schwerin-Putzar, des späteren Ministers, der bekanntlich mit einer Tochter Schleiermacher's vermählt war, große Beliebtheit. Neben ihm waren noch als freisinnige, gern gehörte Prediger Lisco († 1866), der Vater des unlängst verstorbenen Predigers an der Neuen Kirche in Berlin, sowie Hoßbach, dessen Sohn ebenfalls heute dort im gleichen Amt und Sinne wirkt, angesehen und geachtet.

Eine der beliebtesten Personen des königlichen Hofes war der Prinz Wilhelm, ein Bruder des Königs Friedrich Wilhelm III., welchen die Berliner, um ihn von dem zweiten Sohne des Königs, dem nachmaligen ersten deutschen Kaiser, zu unterscheiden, den „alten Wilhelm" nannten. Diesen Prinzen konnte man täglich vom Schlosse aus, wo er seine Wohnung hatte, in der Uniform der Schwedter Dragoner (hellblau mit schwarzem Sammtkragen) und einem weißen Taschentuche in der Rechten, die Linden entlang und zum Thiergarten hinausgehen sehen, auf welchem Spaziergange er von Jedem gegrüßt wurde. Man achtete ihn hoch wegen der bürgerlichen Schlichtheit und Freundlichkeit seines Wesens; auch lobte man es, daß er

seinen Kindern, den Prinzen Adalbert und Waldemar und der Prinzessin Marie, der unglücklichen Mutter des Königs Ludwig des II. von Bayern, eine sehr sorgfältige Erziehung geben ließ und daß sie gründlich und in freimüthigem Geiste unterrichtet und gebildet wurden.

Sehr bekannt, wenn auch bei den Berlinern nicht beliebt, war der Herzog von Cumberland, seit dem Jahre 1837 als Ernst August König von Hannover, der bis dahin in einem bescheidenen Hause an der Ecke der Wilhelmstraße und „Unter den Linden" wohnte. Ueber den Herzog, der schon hochbejahrt war (geb. 1771), als er auf den Thron gelangte, und der sich in Berlin häufig in seinem rothen Frack zeigte, sowie über seine beiden Stiefsöhne, die Prinzen Solms*) und deren ewige Geldverlegenheiten, erzählte man sich in der Stadt allerlei. Sie, sowie ihr jüngerer Halbbruder, der 1819 in Berlin geborene spätere König Georg V., besuchten zu Zeiten die Vorlesungen in der Universität, zu denen sich der damals schon erblindete Prinz Georg in einer Sänfte die Treppe hinauf tragen ließ. Kurze Zeit nach der Thronbesteigung des Königs Ernst August (am 20. Juni 1837) im Sommer desselben Jahres fand in Berlin eine Zusammenkunft mehrerer deutschen Fürsten statt, zu welcher auch der neue König von Hannover sich eingefunden hatte, der in den wenigen Monaten seiner Regierung durch die offen an den Tag gelegten absolutistischen Gesinnungen und in's Werk gerichteten Gewaltmaßregeln**) sich in weiten Kreisen

*) Ihre Mutter war eine Schwester der Königin Luise von Preußen und in erster Ehe mit dem Prinzen Ludwig, Bruder Friedrich Wilhelm III., in zweiter mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Solms-Braunfels vermählt, von dem sie geschieden wurde und dann mit dem Prinzen von Cumberland zur dritten Ehe schritt, aus welcher Ehe Georg V. entsprang.

**) Schon am 28. Juni hatte er die versammelten Stände vertagt und in dem Patent vom 5. Juli das Staatsgesetz als für ihn nicht bindend erklärt, weil man seine, des präsumtiven Thronerben, Genehmigung dazu nicht eingeholt habe!

mißliebig gemacht hatte. Man spottete in Berlin offen über die übertriebene Pracht des neuen Herrschers, welche gegen die einfache Weise, in welcher die anderen Fürsten öffentlich erschienen, auffallend abstach und deutlich erkennen ließ, eine wie starke Ueberhebung in dem reactionären Könige sich breit machte, von dem man wissen wollte, daß seine und seiner Stiefsöhne Schulden in Berlin erst vor wenigen Wochen von Hannover aus bezahlt worden wären. Die Staatskutsche, in der der greise Fürst in der Stadt sich zu zeigen liebte und in welcher er in steifer Haltung, das Kinn tief in die hohe weiße Halsbinde versenkt, im nichts durchbohrenden Gefühle seiner Würde saß, strotzte von reichsten Silber- und Goldverzierungen, die überall am Gefährte, wie an dem Geschirr der Pferde und den Livreen der Diener in übermüthigster Verschwendung angebracht waren. Hinten auf der Carosse standen zwei Lakaien, die wie die beiden auf dem Bock thronenden Diener mit stark gepuderten Allongeperrüken geziert und in ihren reichgestickten und mit dicken silbernen Tressen besetzten Livreen wie zur Maskerade herausgeputzt waren. Man kann sich denken, wie die an die große Einfachheit, welche an dem Hofe Friedrich Wilhelm III. herrschte, gewöhnten Berliner in ihrer allzeit regen Spottlust über solch' hohlen Pomp sich lustig machten!

Bald nach der Vertreibung der sieben Göttinger Professoren, durch welche That der neue König Ernst August in ganz Deutschland verhaßt wurde, war derselbe abermals nach Berlin gekommen und zwar — wie damals erzählt wurde — getrieben von der Sorge, die sieben erledigten Lehrstühle an der alten Georgia Augusta wieder zu besetzen. Er soll sich deshalb auch persönlich an Friedrich Wilhelm III. gewandt und ihn ersucht haben, er möge einigen der hervorragendsten Gelehrten der Berliner Universität, unter denen die Namen Hengstenberg's und Boeckh's genannt wurden, befehlen, nach Göttingen zu gehen, auf welches seltsame Ansuchen der König

von Preußen ihm nur mit Mühe habe begreiflich machen können, daß er in dieser Hinsicht seinen Professoren nichts zu befehlen habe. Gewiß hat sich der Vorgang in dieser Form nicht zugetragen, daß dies aber erzählt und geglaubt wurde, zeigt, welcher Eingriffe in die persönliche Freiheit und welcher gewaltthätigen Handlungen man den englischen Tory fähig hielt.

Diese und ähnliche Erzählungen von dem, was am preußischen Hofe sich ereignete, was der König, die Prinzen und andern Fürsten, welche vorübergehend als Gäste in Berlin verweilten, thaten oder nicht thaten, bildeten einen der wichtigsten Stoffe der Unterhaltung in Berlin vor fünfzig Jahren. Zwar gab es in der Residenz damals einige literarische und schöngeistige Cirkel, wenn auch keine Salons im Sinne und von der Bedeutung der Pariser Salons des vorigen Jahrhunderts. Aber was von der Art kümmerlich in der norddeutschen Metropole bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts sein Leben fristete, war auf das öffentliche und besonders auf unser akademisches Leben von gar keiner Bedeutung. Die Kreise, welche sich um Henriette Herz und Rahel Varnhagen gebildet hatten, bestanden damals nicht mehr, Rahel ruhte seit 1833 im Grabe, Henriette Herz war schon sehr alt, und die Freunde aus ihren besseren Tagen, wie Schleiermacher, Wilhelm von Humboldt, Friedrich Schlegel u. A., waren todt oder nicht mehr in Berlin. Jedenfalls besaß das, was sich von diesen Cirkeln erhalten oder was Derartiges sich neugebildet hatte, keine Anziehungskraft für die überwiegende Mehrzahl der Studenten, die von den „berühmten" Berliner ästhetischen Thee's mit verdünntem Aufguß und noch dünneren Butterbroden keine Notiz nahmen.

Das politische Leben war in dem damaligen Berlin gleich Null. Alles in Allem erschienen zwei unabhängige politische (?) Zeitungen in der Residenz, die „Vossische" und

die „Spener'sche", außer ihnen der Staatsanzeiger und das Intelligenzblatt, alle in bescheidenem Aeußern und mit noch bescheidenerem Inhalt. Hofnachrichten, Ordensverleihungen, Beamtenbeförderungen 2c. standen an der Spitze, dann folgten ungemein dürftige und kurze, von der Censurscheere zugestutzte Nachrichten von auswärtigen Staaten und Ländern, am ausführlichsten aus dem Musterstaate Rußland; einige Lokalnotizen und Theaterkritiken bildeten den Schluß. Die stärkste Nachfrage war nach den Theaternachrichten und unter ihnen nach den Recensionen über die Oper, die Rellstab*) in der Vossischen Zeitung veröffentlichte und die damals so großes Ansehen gewonnen hatten, daß man nicht wagte, ein eigenes Urtheil über die Oper abzugeben, bevor man nicht das des „unfehlbaren Kritikers" gelesen hatte. Diese und ähnliche Dinge waren es hauptsächlich, derentwegen man ein preußische Zeitung zur Hand nahm. In den studentischen Kreisen war von Zeitungslectüre überhaupt nicht oder nur sehr selten die Rede. Die Vorgänge in Rußland, in Hinterindien und China, wie die in Amerika interessirten uns nicht, über die Kämpfe in Spanien brachten die Berliner Zeitungen nur sehr dürftige Nachrichten, über Deutschland und Preußen — nichts. Die Professoren der Universität und andere gebildete Männer befriedigten ihre politischen Bedürfnisse meistens in den beiden, damals am stärksten besuchten Conditoreien von Stehely und Spargnapany, in welchen eine nach damaligen Begriffen ansehnliche Zahl der in Preußen zugelassenen auswärtigen Zeitungen auflag. Wer zu einer gewissen Stunde um die Mittagszeit zu Stehely kam, konnte dort regelmäßig Professor Lachmann und einige andere Notabilitäten der

*) Als ich im Herbste 1836 nach Berlin kam, hatte Rellstab eine mehrwöchentliche Gefängnißstrafe abzubüßen, die er sich in seinem Kampfe gegen Spontini zugezogen. Damals unterhielt sich ganz Berlin über dies sensationelle Ereigniß, heute nimmt man kaum noch in den nächst betheiligten Kreisen von ähnlichen Vorgängen Notiz.

gelehrten Welt ihre Zeitung lesen sehen, welche Lectüre der gelehrte Philologe sich durch einen Liqueur zu versüßen oder zu beleben liebte.

Das meiste Interesse brachten schon damals wie noch heute die Berliner dem Theater entgegen, ihm und den Koryphäen in der Schauspielkunst wandte sich mit Vorliebe die Unterhaltung in den Familien, wie in den öffentlichen Lokalen zu.

## Die Theater.

Es liegt nicht in dem Plane dieser Schrift, näher auf die Berliner Theater vor fünfzig Jahren einzugehen, nur kurz sollen hier die hervorragenden Mitglieder, die an den beiden Bühnen, der königlichen und der des königstädtischen Theaters, thätig waren, erwähnt und der Einfluß angedeutet werden, welchen die damaligen theatralischen Aufführungen auf mich gemacht, und die Eindrücke, welche sie hinterlassen haben.

Um von dem zuletzt genannten, als dem weniger bedeutenden, anzufangen, mag hier von vorneherein bemerkt werden, daß das königstädtische Theater unter der Leitung des „alten" Cerf, wie er später zum Unterschiede von seinem Sohne, dem Direktor des Victoria-Theaters, genannt wurde, in seiner Weise Vortreffliches, namentlich in Bezug auf Arrangement, Ausstattung, Dekorationen ꝛc., leistete und daß eine kurze Zeit hindurch um das Jahr 1836 die Oper des alten Cerf sogar vor der königlichen bevorzugt wurde. Ich erinnere mich, im Herbste des genannten Jahres dort einer Aufführung der „Jüdin" von Halévy beigewohnt zu haben, die, was die Pracht der Ausstattung und die Inscenirung betrifft, damals, wo es noch kein Victoria-Theater mit seinen großartigen Feerien in Berlin gab und die Meininger noch nicht erfunden waren, als eine bewunderungs-

würdige Leistung erschien und die auch in musikalischer Hinsicht den damaligen Ansprüchen genügte. Der „alte" Cerf, von dem behauptet wurde, daß er nicht schreiben und selbst Geschriebenes nicht lesen könne und von dem gewiß heute noch bei den älteren Berlinern eine Menge Anekdoten fortleben, verstand trotz alledem seine Sache und wußte tüchtige Kräfte an seinen Musentempel zu fesseln. Einer der Ersten war unstreitig der bedeutende Komiker Fritz Beckmann, den ganz Berlin kannte und werth hielt. Sein „Liborius" in dem Angely'schen Lustspiele: „Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten" und nicht minder sein „Nante" in der Holtei'schen Berliner Lokalposse: „Der Eckensteher Nante im Verhör" waren unvergleichliche Leistungen und selbst von dem berühmten Komiker Helmerding am späteren Wallnertheater nicht erreicht. Auch der ernste König Friedrich Wilhelm III., der in den letzten Jahren seines Lebens das königstädtische Theater aus seiner Privatschatulle unterstützte, fand an der urwüchsigen Komik Beckmann's großes Wohlgefallen und besuchte öfters die Vorstellungen in dem Volkstheater. Wenn sein Schwiegersohn, der gewaltige Czar Nicolaus, nach Berlin kam, so pflegte er wohl einige Male sich an dem Spiele Beckmann's zu erheitern. Außer diesem trefflichen Schauspieler ist noch sein College Pohle und die jugendlich-anmuthige Soubrette Fräulein Hähndel zu nennen, die später an der königlichen Bühne thätig war.

An dieser und zwar an der Bühne des königlichen Opernhauses glänzten in der letzten Hälfte der dreißiger Jahre als Sterne erster Größe die Damen Fräulein Sophie Löwe*) und Fräulein Auguste Faßmann. Wenn die erstere vornehmlich in den Opern Spontini's, der bis zum Jahre 1838 als General- und Hofmusikdirektor fungirte, ferner

*) Seit 1848 Gemahlin des österreichischen Feldmarschall-Lieutenants Fürsten Friedrich von Liechtenstein, † 28. November 1866 in Pesth.

in denen Auber's und Rossini's und anderer italienischer Componisten Triumphe feierte, so zeichnete sich die letztere in den klassischen deutschen, in den Opern Mozart's, Weber's, Marschner's, in Beethoven's „Fidelio", in Spohr's „Jessonda", in Kreutzer's „Nachtlager" u. a. m. aus. Neben diesen Damen ragten hervor die Sänger Bader, Blume, Mantius, Pfister, Ziesche und Bötticher. Den Tenoristen Bader habe ich noch als „Masaniello" in Auber's „Stumme von Portici", einer seiner großartigsten Leistungen, gehört, welche Oper, nachdem sie seit der Brüsseler Revolution auf der Berliner Opernbühne fast zehn Jahre lang nicht gegeben werden durfte, erst wieder in den Weihnachtstagen 1839 hervorgeholt worden war. Es sei hiebei bemerkt, daß auch der Schiller'sche „Tell" in jener Zeit unter einem ähnlichen Verbote zu leiden hatte: Beides bezeichnend genug für die ängstliche Sorge, welche damals vor der öffentlichen Darstellung und dem Einfluß beider freiheitlich angehauchten Stücke auf die Stimmung des Volkes in den maßgebenden Kreisen Berlin's gehegt wurde. Mantius, dessen lyrischer Tenor damals seinen höchsten Reiz entfaltete, war der Liebling und das Entzücken der Berliner; mich hat er am meisten für sich eingenommen durch den Vortrag getragener Melodieen in deutschen Opern und Singspielen, wie im „Freischütz" und in dem Louis Schneider'schen, in neuester Zeit wieder in Scene gesetzten und häufig aufgeführten Liederspiel „Der reisende Student", in welchem er das „Schön' Hannchen" und „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein" (das letztere nach der Curschmann'schen Composition) mit unnachahmlichem, wahrhaft bestrickendem Zauber sang. Noch eines andern Koryphäen der damaligen Berliner Oper muß ich näher Erwähnung thun, des vortrefflichen und in gewissem Sinne heute noch unerreichten Don Juan-Darstellers Heinrich Blume, den im Jahre 1839 in dieser seiner Hauptrolle, als er dieselbe zum letzten und — wenn ich nicht irre — zum dreihundertsten

Male sang, zu hören und zu bewundern mir vergönnt war, während sein langjähriger Genosse Wauer ihm als „Leporello“ würdig zur Seite stand.

Als glänzende Vertreter der Schauspielkunst nenne ich unter den damals am königlichen Schauspielhause in Berlin wirkenden Darstellerinnen Fräulein Charlotte von Hagen und ihre Rivalin in der Gunst der Berliner, Frau Auguste Crelinger. Die erste sah ich als „Gretchen“ im „Faust“, als „Thekla“ im „Wallenstein“, als „Parthenia“ in dem Halm'schen Drama „Der Sohn der Wildniß“ im Gutzkow'schen „Urbild des Tartüffe“ und in einigen anderen Rollen, die letztere als „Lady Macbeth“ und als „Desdemona“, als „Iphigenia“, als „Gräfin Orsina“, als „Eboli“ u. a. m. Unter den männlichen Darstellern ragte hervor Seydelmann, dessen „Mephisto“ in Goethe's „Faust“ bis heute schwerlich, auch nicht von seinem Nachfolger Döring, erreicht, geschweige denn übertroffen sein dürfte. Neben ihm verdient als hervorragend genannt zu werden Carl Rott, dessen „Wallenstein“ und „Macbeth“ durch die imposante Gestalt, das kräftige, volle Organ und die meisterhafte Declamation mir noch heute in der Erinnerung fortleben. Neben ihm erwähne ich Philipp Eduard Devrient, der in Rollen, wie die des „König Philipp“ im „Don Carlos“, bedeutend war, und die beiden vortrefflichen Komiker Gern und den späteren Vorleser König Friedrich Wilhelm IV., Louis Schneider, welcher durch seine vielseitige Begabung und mannigfaltige Thätigkeit schon damals von sich reden machte, so daß Professer Werder ihn in einer seiner Vorlesungen uns einmal als eine Species der sogenannten Universalgenies, und zwar als die einzige, welche er kennen gelernt, vorführte, wobei er wohl an die zwanzig verschiedenen Beschäftigungen und Thätigkeiten aufzählte, denen der Vielgenannte sich damals unterzog. Er war nicht nur Schauspieler und als solcher Komiker, Sänger und Tänzer, sondern auch Schriftsteller und als solcher Verfasser

von Lustspielen, Possen, Romanen und Novellen, Geschichtsschreiber („Geschichte der Berliner Oper"), Redacteur und Herausgeber des „Soldatenfreund", auch Landwehrunteroffizier u. s. w.

Daß vor fünfzig Jahren den Berlinern das Theater eine ihrer liebsten Unterhaltungen ausmachte und der Besuch desselben, sowie die Verhandlungen über die schauspielerischen Leistungen eine Hauptrolle in ihrem Leben spielten, ist erklärlich, wenn man bedenkt, daß es damals kein öffentliches Leben, keine politische Anregung, so gut wie keine Zeitungen gab. Daher kann es gar nicht Wunder nehmen, daß sich auch in den studentischen Kreisen eine große Vorliebe für Schauspiel und Oper kundgab, und daß wir, wenn irgend die Gelder dazu vorhanden waren, jedes klassische Drama und jede große Oper besuchten, auch die Possen und Lustspiele am königstädtischen Theater, in denen Beckmann auftrat, nicht versäumten. Und ich glaube nicht, daß man mir auch hier mit Grund den Vorwurf eines „Lobredners vergangener Zeiten" wird machen können, wenn ich behaupte, daß, was an schauspielerischen Darstellungen sowie an Opernaufführungen uns vor fünfzig Jahren in Berlin geboten wurde, nicht hinter den heutigen Leistungen zurücksteht, sondern sich sehr wohl mit ihnen messen kann. So war es natürlich, daß diese Kunst einen großen Einfluß auf Herz und Gemüth der akademischen Jugend ausübte und bildend und veredelnd auf uns einwirken mußte. Und auf das Theater als bedeutendes Bildungsmittel hinzuweisen, vorausgesetzt, daß dasselbe mit gediegenen Kräften ausgestattet ist und verständig geleitet wird: das hielt ich für erforderlich. Im Folgenden mag darüber, wie über die in und zu jener Zeit herrschenden Neigungen und Gesinnungen noch Einiges bemerkt werden.

Wir steckten mehr oder weniger noch in den Phantasieen und Idealen der Romantik, und die an der Berliner Universität herrschende Hegel'sche Philosophie konnte uns in der

idealen Auffassung des Lebens nur bestärken, die wir von der Schule her mitbrachten. Schopenhauer war uns noch nicht aufgegangen und sein Pessimismus hatte uns noch nicht die Unbefangenheit und Freude am Dasein vergiftet. Das „Carpe diem“ war unser Motto, wie es das einer unbefangenen, heiteren Jugend stets sein wird, und obwohl Heinrich Heine der Romantik und ihrem mittelalterlich-mystischen Spuk den Todesstoß versetzt zu haben glaubte, den sie aber erst durch die sogenannte politische Aera und ihre Dichter empfing, lebte dieselbe doch in den jugendlichen Herzen und Köpfen, wenn auch unbewußt, noch eine gute Zeit lang fort. Wir konnten uns nicht so ganz von der Tieck'schen Waldeinsamkeit trennen und ließen uns gern noch zu Zeiten von dem Duft der blauen Blumen der Romantik berauschen, die an den Pfaden unserer Jugend üppig emporgeschossen waren. Eichendorf, den man als den letzten und größten Dichter der Romantik preist, fand in uns begeisterte Verehrer, und wenn wir uns auch mit Kerner's „Seherin von Prevorst“, die damals großes Aufsehen machte, trotz der in gewissen Berliner Kreisen aufsprossenden Mystik nicht befreundeten, so sangen wir doch desselben Dichters Lied vom reichsten Fürsten oft und gern. Da es aber um Berlin herum keine Alpenlandschaften giebt, die Eisenbahnen auch erst zwischen Fürth und Nürnberg und zwischen Berlin und Potsdam verkehrten, so zogen wir frohen und zufriedenen Sinnes in den Grunewald und nach der Pfaueninsel, die durch ihren seltenen Rosenflor berühmt war und viele Berliner anlockte. Auch nach Tegel hin in den Wald zum bescheidenen Schloß und von da zu der stillen, Ehrfurcht gebietenden, unvergleichlich erhabenen Grabstätte der Gebrüder Humboldt, auf welcher damals von den beiden Brüdern erst der ältere zur letzten Ruhe gebettet war, pilgerten wir öfter. Zu Pfingsten wurde dann auch wohl eine weitere Fußwanderung in die „märkische Schweiz“ oder zu den Rüdersdorfer Kalkbergen

unternommen; das war aber schon das Höchste, zu dem wir uns aufschwingen konnten und wonach wir verlangten.

Bei dieser Lebensanschauung und Führung war nichts natürlicher, als daß uns das Theater anzog und häufig den Stoff unserer Unterhaltung bildete. Waren doch die übrigen Künste damals im öffentlichen Leben der Residenz wenig vertreten, die Musik außer in der Oper, nur in den spärlichen Aufführungen der Singakademie und in den dürftigen Unterhaltungsmusiken in Kemper's Hof und Faust's Wintergarten vertreten, welche musikalischen Abende erst später durch die Concerte des älteren Liebig werthvollen Inhalt erhielten und durch den billigen Eintrittspreis allen Ständen zugänglich gemacht wurden. Die bildenden Künste konnten damals auf das größere Publikum nur in den Gemälden und Sculpturen des „neuen", jetzt alten Museums ihren Einfluß geltend machen. In Zwischenräumen von zwei zu zwei Jahren fanden außerdem in den Sälen der Akademie Kunstausstellungen statt, in denen Gemälde und plastische Bildwerke moderner Meister vorgeführt wurden, und es muß anerkannt werden, daß diese periodisch wiederkehrenden öffentlichen Ausstellungen sehr viel zur Bildung des Kunstgeschmacks der Berliner beigetragen haben, mehr vielleicht als die in dem Museum aufgestellten Kunstschätze vergangener Jahrhunderte. Das war aber auch Alles, was uns in dieser Hinsicht, außer dem Theater, geboten wurde, daher wir um so mehr uns ihm zuwandten. Fragt man nach dem bildenden und sittlichen Einfluß, welchen das Theater auf uns ausgeübt, so kann ich diese Frage nur im günstigen Sinne beantworten, und es ist mir nur ein Fall bekannt geworden, wo ein zu häufiger Besuch des Theaters auf Einen meiner Universitätsfreunde von schädlichem Einfluß gewesen. Was mich selbst betrifft, so muß ich es ausdrücklich hervorheben, daß mich die musterhaften Darstellungen der Shakespeare'schen, Schiller'schen und Goethe'schen Dramen im königlichen Schauspielhause, vor Allem die des

„Faust“ mit Seydelmann, Charlotte von Hagen und Grua geistig mehr gefördert haben, als manche der philosophischen oder ästhetischen Vorlesungen an der Universität. Und daß diese Aufführungen sittliche Nachtheile auf die Jugend ausübten, wird wohl Niemand behaupten, vielmehr muß hervorgehoben werden, daß Alles, was das Gemüth erhebt und Begeisterung weckt, auf junge Herzen unmöglich anders als fördernd und heilsam wirken kann. Selbst die Lustspiele und Possen, welche damals an der königlichen und der königstädtischen Bühne aufgeführt wurden, konnten wohl erheiternd und belebend, niemals aber entsittlichend wirken, da sie sich fern von jeder Frivolität und Obscönität hielten; so etwas hätte die streng gehandhabte Theatercensur nicht zugelassen.

Damit mag zugleich darauf hingedeutet sein, welche Vorzüge die Universitäten in großen Städten oder in Residenzen vor den so beliebten in kleinen Provinzialstädten haben. Sollen die akademischen Jahre, wenn nicht die Bildung abschließen, so doch ihr die wesentliche Anregung und die sichere Richtschnur geben, nach welcher sie weiter zu führen ist, so darf unter den Bildungsmitteln die Kunst und vor Allem die am unmittelbarsten von allen wirkende, die dramatische, nicht fehlen. Ein nur durch Lektüre oder Recitation uns vermitteltes Drama ist wie ein Frühling ohne Blüthen; ihm fehlt die belebende Kraft, welche allein im Stande ist, den Gestalten des Dichters Leben, Bewegung und den holden Schein der Wirklichkeit zu geben. „Nur daß die Kunst gefällig sei,“ und wenn in vollendeter Form die Schöpfungen unserer größten Dichter, sowie die Meisterwerke der anderen Kulturvölker uns vor die Seele geführt werden, — und das geschah damals, soweit es überhaupt möglich ist —, nur dann können wir einen unschätzbaren geistig und sittlich fördernden Gewinn für das ganze Leben davontragen. Dieser wichtige Faktor der Jugendbildung und die vielen anderen, welche eine Residenz und eine große Stadt vor einer kleinen voraus

hat, werden immer mehr dahin führen, die Universitäten in die Centren unserer Bildung zu verlegen. Man hat dagegen die vielfachen Zerstreuungen und Verführungen der großen Städte und speciell der volkreichen Millionenstädte geltend gemacht, aber mit Unrecht. Denn Verführungen, welche die Jugend locken, giebt's auch in jeder kleineren Stadt, und was in größeren Universitätsstädten gefehlt und gesündigt wird, das wird durch das Verbindungswesen und die aus ihm folgenden Paukereien und Trinkgelage der kleineren Universitäten reichlich aufgewogen, welche den Ideenkreis und die Zeit der Studenten fast gänzlich ausfüllen und in Anspruch nehmen. Was bleibt dann noch für Lust und Muße zu den Studien neben den vielen Kneipabenden, den Frühschoppen, den Mensuren, den Aufzügen, Spritzfahrten und den anderen Pflichten des Verbindungs-Studenten? Deshalb flüchtet, wie bekannt, die Mehrzahl derselben, wenigstens vor Beginn der beiden letzten Semester, in die Einsamkeit der großen Universitätsstädte, um hier Ruhe und Muße für die Studien zu finden.

---

Ich kann es mir nicht versagen, auf das Kirchenwesen jener Zeit und der Gegenwart, wie dasselbe in Preußen und so auch im Großen und Ganzen im übrigen evangelischen Deutschland Gestalt gewonnen und sich ausgebildet hat, noch einen Blick zu werfen aus dem einfachen Grunde, weil auch im evangelischen Deutschland Schule und Kirche in engster Verbindung stehen und gehalten werden, so daß man das Wesen und die Entwickelung, welche die erstere genommen, nicht verstehen und richtig würdigen kann, wenn man auf die in letzterer zur Herrschaft gelangte Richtung keine Rücksicht nehmen will. Wenn auch unsere sogenannte gelehrte Schule nicht in dem Sinne wie die Volks- und Elementarschule eine

„Magd der Kirche" genannt werden darf, so wird man doch nicht leugnen, daß die Kirche unserer Tage einen mächtigen, bestimmenden Einfluß auch auf diese Art von Schulen ausgeübt hat und noch ausübt. Das zeigt sich schon äußerlich in der Zusammensetzung der obersten staatlichen Schulbehörden und in der Besetzung der Direktorstellen an den Gymnasien und Realschulen, zu denen fast ohne Ausnahme nur Leute von strenggläubiger Kirchlichkeit gelangen. Und wie die evangelische Kirche in Deutschland mit wenigen anerkennenswerthen Ausnahmen einiger kleineren Staaten in dem in ihr herrschend gewordenen Dogmatismus und Buchstaben-Glauben mehr und mehr verknöchert ist und sich in dieser Gestalt unfähig zur Erfüllung ihrer Aufgabe erweist, so hat sich dieser mehr auf das Aeußere gerichtete Charakter auch in dem modernen höheren Schulwesen seit den Tagen der „Umkehr der Wissenschaft" allmälig verbreitet und Geltung verschafft. Daher wird eine Reform des höheren Schulwesens auch in Wahrheit nicht möglich sein, ohne daß vorher die Herrschaft der orthodoxen Partei in der deutschen evangelischen Kirche gebrochen oder — was ich indeß bei der Art des Kirchenregiments kaum für möglich halte — ihr Einfluß auf die Schule beseitigt ist. Deshalb habe ich es für nöthig gehalten, auch die evangelische Kirche, wie sich dieselbe in Preußen entwickelt hat, in Betracht zu ziehen und einen flüchtigen Blick auf sie zu werfen.

# Ein Blick in die vierziger Jahre
## mit besonderer Rücksicht auf die kirchlichen Zustände in Preußen damals und jetzt.

---

Bald nachdem ich meine Studienzeit beendigt und Berlin verlassen hatte, am ersten Pfingsttage, den 7. Juni 1840, starb König Friedrich Wilhelm III., und mit der Thronbesteigung seines geistreichen, kunstliebenden und frommen Sohnes Friedrich Wilhelm IV., des „Romantikers auf dem Throne“, erhob die kirchliche Reaction, welche an dem bald zum Kultusminister beförderten Eichhorn ihre kräftigste Stütze fand, mit jedem Tage kühner das Haupt. In meiner heimatlichen Provinz Pommern, in welcher, und besonders in dem ärmlichen und von der Verbindung mit der Außenwelt damals fast abgeschnittenen Küstenlande Hinterpommern's, schon längst eine bedenkliche Neigung des Volkes zum Mystizismus, Wunder- und Aberglauben im Schwange war, fand sie ein sehr ergiebiges Feld. Obwohl noch der humane, vielseitig gebildete und allgemein, nur nicht bei einer gewissen Partei seiner Geistlichen, in hoher Achtung stehende Bischof D. Ritschl, der Vater des „halbwegs freisinnigen“ Göttinger Professors Albert Ritschl, als Generalsuperintendent an der Siptze der evangelischen Kirche Pommern's stand, so vermochte er doch gegen die von Oben her begünstigte, exclusiv lutherische Richtung in der Provinz nichts auszurichten. Wenn auch einzelne der gegen die Union ankämpfenden zelotischen

lutherischen Geistlichen aus der Kirche austraten und die Vorläufer der später unter einem eigenen Konsistorium in Breslau sich bildenden, vom Staate anerkannten „altlutherischen" Kirche wurden, so fand es doch die Mehrzahl der gleichgesinnten pommerschen Geistlichen vortheilhafter, in ihren Stellen zu bleiben und durch die Beseitigung oder Nichtbeachtung der Union das Lutherthum in ihren Gemeinden möglichst wiederherzustellen. Das und die Betonung der ausschließlichen Gültigkeit der lutherischen Bekenntnißschriften ihrem Buchstaben nach führte einen steten Kampf gegen die freisinnigen Geistlichen herbei, an denen es damals in der Provinz zwar nicht fehlte, deren aber von Tag zu Tage weniger wurden, nachdem der vom Schleiermacher'schen Geiste erfüllte tolerante und gelehrte Ritschl um Enthebung aus seiner Stelle gebeten hatte (vornehmlich dazu bewogen durch die ihm widerstrebenden sogenannten „großen" Kirchenvisitationen), und zu seinem Nachfolger der durch seine Vorliebe für das „unverfälschte Lutherthum" bekannte Elberfelder Prediger Jaspis ernannt war.

Nicht nur in die Konsistorien, sondern auch in die Superintendenturen und Pfarrstellen drang mehr und mehr diese einseitige Richtung ein, welche jede freie Regung belauerte und jede ihr widerstrebende und sich auf eigene Füße stellende Persönlichkeit verdächtigte und verfolgte. Und, was viel schädlicher und verderblicher war, auch in den Schulen, zunächst in den Seminaren und von da in den Volksschulen, dann nach und nach auch in den Gymnasien und anderen gelehrten Schulen verschaffte sich diese reactionäre kirchliche Herrschsucht bald das Regiment, jedes, auch das verwerflichste Mittel gegen die „Ungläubigen" ohne Skrupel gebrauchend. Das mußte auch mein alter, würdiger Gymnasial-Direktor Hasselbach in Stettin erfahren, der durch die Verdächtigung eines seiner Lehrer, dem er mannigfache Wohlthaten erwiesen und den er befördert hatte, obwohl er stets ein stilles, streng

sittliches Gelehrtenleben geführt, aber nach der Ansicht jenes Jüngers des strengen Lutherthums kein gläubiger Christ war, zur Disciplinaruntersuchung gezogen und seines Amtes entsetzt wurde, was damals in Stettin und in der ganzen Provinz großes Aufsehen machte und namentlich unter der freisinnigen Bürger- und Kaufmannschaft der Provinzial-Hauptstadt gewaltige Unzufriedenheit hervorrief.

Infolge der Buchstaben-Theologie, welche der Prüfstein für die Befähigung zu Seminar- und Gymnasial-Direktorstellen wurde, und zu der sich dann bald die „Umkehr der Wissenschaft" nach Stahl's Programm gesellte, kam allmälig die äußerliche, mehr auf die Ausbildung des Gedächtnisses als des Verstandes sich stützende Unterrichtsmethode zur Geltung, welche frühreife und vielwissende, gefügige und schmiegsame, aber nicht selbstständige, selbsturtheilende und freidenkende Männer heranbildete, willige, gehorsame Beamte, aber keine schöpferischen, neue Ideen hegenden und beherrschenden Geister. So gewann allmälig die Nivellirung der Bildung und des Charakters, wie sie in dem jugendlichen Streberthum unserer Tage oft genug recht widerwärtig zu Tage tritt, an Boden, und in die Jugend drang, begünstigt durch die mehr äußerliche Heranbildung, mehr und mehr Selbstgenügsamkeit und Hochmuth; an Stelle des zurückgedrängten Idealismus gewann der Götze unserer Zeit, der Materialismus, wenn auch nicht die absolute Herrschaft, so doch einen weitreichenden Einfluß.

Fragt man, welche Mittel in Kirche und Schule aufgewendet wurden, um dem Stahl'schen Prinzip der Umkehr Geltung zu verschaffen, so erstaunt man über die gewaltigen Zurüstungen, die heute im Schwange sind. In der Kirche gebraucht man für das Werk der Reaction seit den letzten Decennien General-Visitationen, innere Mission, Bibel- und Katechismusstunden, Wochenpredigten, Judenmissionen, Abendgottesdienste, besondere Advents- und Fastenpredigten

u. a. m. Daneben macht sich in neuester Zeit der Antisemitismus breit, und über Allem thront als signatura temporis der heuchlerische Uebermuth der orthodoxen Geistlichen, die sich für die allein berechtigten in der Kirche halten, die Protestanten- oder Unionsfreunde auf das Heftigste angreifen und aus ihren Stellen zu verdrängen bemüht sind. Dabei darf nicht unbeachtet bleiben die von den strenggläubigen Pastoren und ihrem Laien-Anhange eifrig betriebene Agitation, welche nichts weniger bezweckt, als die Besetzung der theologischen Lehrstühle an den Universitäten auch von der Generalsynode und dem Oberkirchenrath abhängig zu machen, d. h. mit anderen Worten die Freiheit der Lehre zu unterdrücken, da nach der Zusammensetzung, welche heute jene beiden kirchlichen Gewalten zeigen, wenn jene Forderung verwirklicht würde, an den preußischen und mit ihnen auch bald an den deutschen Universitäten nur „bekenntnißtreue", d. h. buchstabengläubige Theologen zum Lehramte zugelassen werden würden.

Wie tief die kirchliche Reaction in das tägliche Leben eingreift und in Schule und Kirche eine wahrhaft rigorose Herrschaft zu erlangen bemüht ist, darüber mag aus den vielen täglich berichteten Beispielen hier nur Eines mitgetheilt werden, und zwar aus den kirchlichen Vorgängen in dem strenglutherischen Königreich Sachsen. Unter dem 20. Mai 1886 berichtete man aus Sachsen Folgendes: „Die Landessynode hat am 19. d. M. auf Antrag des Amtshauptmanns Fischer-Freiberg einstimmig beschlossen, das Landeskonsistorium um Aufstellung eines Normalstatuts zu ersuchen, welches als Beigabe zur Trauordnung die Frage wegen der Berechtigung zum Tragen von Brautkränzen einheitlich regeln soll, denn nach der Ansicht des Antragstellers ist es im Interesse der Reinhaltung und Stärkung der kirchlichen Sitte dringend nöthig, daß endlich das unberechtigte Tragen von Brautkränzen allgemein verboten werde. Die kirchliche Beaufsichtigung

des Religionsunterrichtes anlangend, wurde von mehreren Seiten darüber geklagt, daß die Kenntniß der biblischen Geschichte im Volke in bedauerlicher Weise zurückgehe, und daß deshalb eine Vermehrung der Religionsstunden entschieden geboten erscheine. Auch wurde dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß die kirchliche Landesbehörde dahin wirken möge, daß Geistliche und Lehrer einander näher gebracht würden, was wohl bei etwas weniger vorsichtiger Ausdrucksweise nichts Anderes bedeutet, als daß man die Schule wieder in eine möglichst große Abhängigkeit zur Geistlichkeit bringen möge. Von anderer Seite wurde behauptet, daß der naturwissenschaftliche und geschichtliche Unterricht besonders auf höheren Lehranstalten vielfach das wieder zerstöre, was der Religionsunterricht aufgebaut habe, weshalb das Verlangen nach einer besonderen Beaufsichtigung des Geschichtsunterrichts laut wurde. Die Theilnahme der konfirmirten Jugend an den Katechismusunterredungen betreffend, empfahl der Strafanstaltsdirektor Moebius die Anwendung von Zwangsmitteln, weil die Jugend kommandirt sein wolle und sich nur im Zwange wohl befinde, während der Superintendent Richter-Werdau im Falle des Umzuges junger Leute, entsprechend dem polizeilichen Anmeldezwange, einen kirchlichen Anmeldezwang unter Vorlegung des Konfirmationsscheines befürwortete. Um der Vergnügungssucht zu steuern, die vielfach Schuld sei an dem Mangel an kirchlicher Gesinnung, wurde empfohlen, daß künftighin nur an einem einzigen Sonntage des Monats Tanzvergnügungen gestattet, die Bildung geschlossener Gesellschaften möglichst erschwert und der Palmsonntag mit in die geschlossene Zeit hineingezogen werden solle." Der Berichterstatter dieser für die Ziele, welche unsere Orthodoxen in Kirche, Schule und Leben anstreben, äußerst bezeichnenden Verhandlungen, fügt seinem Berichte die Bemerkung hinzu, wenn die sächsische Orthodoxie glaube, mit derartigen Zwangs-

maßregeln den kirchlichen Sinn fördern zu können, so werde sie sich zweifellos einer argen Täuschung aussetzen und den bei dieser Gelegenheit bekundeten Mangel an Menschenkenntniß später schwer zu bereuen haben. Was das Erstere betrifft, nämlich die Täuschung, der jene Wächter des „rechten Glaubens" sich hingeben, indem sie meinen, durch Zwangsmaßregeln den kirchlichen Sinn fördern zu können — so bin ich ganz derselben Ansicht, im Zweiten aber, nämlich daß sie den Mangel an Menschenkenntniß schwer zu bereuen haben werden, kann ich dem Berichterstatter leider nicht beistimmen.

Die „Stillen im Lande" wissen sehr wohl, was sie wollen, und daß ihre Zeit noch lange nicht vorüber ist; auch sind sie nicht blöde und schüchtern, und eine Reue über etwa gehegte Irrthümer liegt ihnen ganz fern, wenn sie nur ihr Ziel erreichen. Und wer will sie daran hindern, so lange sie das alleinige Regiment in Kirche und Schule führen und selbst die Verwaltungsbehörden kaum wagen, einem vielvermögenden Priester in seinen hierarchischen Bestrebungen, so lange dieselben nicht geradezu gegen die Gesetze verstoßen, entgegenzutreten?!

Bezeichnend aber ist aus dem eben Mitgetheilten, wie diese kirchliche Richtung trotz aller aufgewendeten Buß- und Bekehrungsmittel, trotz alles Predigens, aller innern Missionsthätigkeit, aller Synoden und Kirchentage, ja all des kirchlichen Apparats, nachdem sie nun schon an die fünfzig Jahre fast ausschließlich in Kirche und Schule das Regiment geführt, ihre Ohnmacht bekennen und gestehen muß, daß es im kirchlichen und öffentlichen Leben nicht besser, sondern schlechter geworden ist,*) und daß auch die Schule noch nicht in ihrem

*) Dafür spricht u. A. eine am 13. Sept. v. J. erlassene öffentliche Bekanntmachung aus dem „lutherischen, strenggläubigen Königreich Sachsen". Die Bezirks-Schulinspektion zu Glauchau hat kürzlich an sämmtliche Schuldirektoren und Schulvorstände eine Verfügung ergehen lassen, durch welche dieselben aufgefordet werden, der immer weiter um sich greifenden Verwilderung und Entsittlichung der Jugend mit aller

Sinne regulirt ist, ja daß ein Strafanstaltsdirektor schließlich Gewaltmaßregeln anempfiehlt, gleich als ob die Kirche und Schule nichts Anderes wie ein Zuchthaus wäre! —

Die Orthodoxen in Kirche und Schule haben gegenwärtig zwar noch nicht abgewirthschaftet, sie haben noch das Heft in Händen und werden es freiwillig nicht herausgeben. Aber sie lassen nur zu deutlich erkennen, daß sie unfähig sind, die auch von ihnen stets betonte und verlangte Besserung der Zustände im kirchlichen Leben des Volkes und in der Schule herbeiführen. Sie sind in ihrer starren Rechtgläubigkeit dazu nicht im Stande. Auch ihre Stunde wird schlagen; wie überall in der Geschichte auf die Zeit des „Rückwärts" eine Zeit des „Vorwärts" gefolgt ist, so wird auch ihr Regiment einem freieren weichen müssen. In der Schule wäre eine neue Aera mit Leichtigkeit herbeizuführen, wenn sich die leitenden Kräfte zu einer auch nur theilweisen Berücksichtigung und Verwendung der früher üblichen Methode des Unterrichts, soweit dieselbe heute angebracht ist, verstehen wollten. In der Kirche wird, nachdem die jetzt herrschenden Orthodoxen fast 50 Jahre Zeit gehabt, sich festzusetzen, eine Wandelung nicht so leicht und erst in längerem Zeitraum sich vollziehen können, darum darf aber die Zuversicht nicht schwinden, daß sie kommen wird.

---

Energie entgegenzutreten. Man hat, wie es in jener Verfügung heißt, in letzter Zeit wiederholt die Wahrnehmung gemacht, daß Schulkinder aus rohem Uebermuth die Eisenbahnschienen mit Steinen und anderen Gegenständen belegt und somit den Eisenbahnverkehr selbst gefährdet haben, daß sie ferner vorüberfahrende Wagen mit Steinen und Koth beworfen und eine besondere Belustigung darin gefunden haben, wenn die Pferde in Folge dessen scheu wurden. Auch vorübergehenden Personen sollen derartige Belästigungen vielfach nicht erspart geblieben sein. Die Schulvorstände werden in Folge dessen aufgefordert, alle derartigen Vorkommnisse strengstens zu ahnden. In allen den Fällen, wo die Uebelthäter das zwölfte Lebensjahr überschritten haben, soll der Staatsanwaltschaft Anzeige gemacht werden. Die älteren Schüler aber sollen darauf aufmerksam gemacht werden, daß sie alsdann mindestens eine Bestrafung wegen groben Unfugs auf Grund des § 360. 11. zu erwarten haben.

Während des Druckes dieser Schrift berichten die Zeitungen, daß man sich schon zu dem bevorstehenden Kampfe um die Schule zu rüsten beginnt, der in dem im Herbst neu zu wählenden preußischen Abgeordnetenhause beginnen wird. Die streng-orthodoxe, conservative Partei verlangt die „Selbstständigkeit" der Kirche und die „confessionelle Schule"; das ist auch die Parole der Ultramontanen, wie der Abgeordnete v. Huene jüngst auf der Katholiken-Versammlung in Beuthen bezeugt hat, indem er den Antrag Windthorst als eine Forderung der katholischen wie jeder christlichen Kirche bezeichnete. Was dieser Antrag bezweckt, das geht deutlich aus dem ersten an seiner Spitze stehenden Satze hervor, weshalb ich mich hier auf dessen Wiedergabe beschränke. Derselbe lautet: „In das Amt eines Volksschullehrers dürfen nur Personen berufen werden, gegen welche die kirchliche Behörde in kirchlich-religiöser Hinsicht keine Einwendungen gemacht hat. Werden später solche Einwendungen erhoben, so darf der Lehrer zur Ertheilung des Religionsunterrichtes nicht weiter zugelassen werden." Dasselbe erstrebt in Oesterreich der Liechtenstein'sche Antrag: Die Schule soll hier wie dort der Kirche ausgeliefert werden. Wohin es dann mit dem Schulwesen auch in Preußen, dem „Lande der Denker", kommen wird, das hat uns die Reaction in den fünfziger Jahren zur Genüge erkennen lassen. Und daß dieses Verlangen, die Schule der Geistlichkeit auszuliefern, nicht bei der Volksschule stehen bleiben, sondern auch die Seminare und die Gymnasien unter ihre Herrschaft bringen wird, wenn der Angriff auf jene erst geglückt ist, darüber wird man keinen Zweifel hegen, wenn man des schon erwähnten, von unseren Orthodoxen und ihren Verbündeten gestellten Antrages in Bezug auf die Besetzung der Lehrstühle in der theologischen Fakultät der Universitäten nur unter Mitwirkung der Generalsynode gedenkt.

# Nachtrag.

Ich hatte meine Arbeit bereits vollendet und die Schlußworte geschrieben, als mir ein Aufsatz zu Gesichte kam, welcher, anknüpfend an die erste in Preußen vor vierzig Jahren gehaltene Generalsynode, einen Vergleich zieht zwischen den damaligen und den heutigen kirchlichen Zuständen in der evangelischen Kirche meines Vaterlandes. Dieser Vergleich stimmt in allen seinen Theilen so sehr mit dem, was ich im Vorhergehenden über diesen Gegenstand geäußert habe, überein, daß ich es mir nicht versagen kann, den Artikel, der einen mit jener Zeit vor vierzig Jahren und den sie bewegenden Geistern wohl vertrauten Verfasser verräth, hier in seinem unverkürzten und unveränderten Wortlaute folgen zu lassen als einen Beweis dafür, daß ich in meiner eigenen Auffassung und Darstellung jener früheren Epoche im Vergleich mit der heutigen im Großen uud Ganzen das Richtige getroffen habe. Der Aufsatz,*) welcher die Ueberschrift „1846 und 1886" trägt, lautet:

„Heute vor vierzig Jahren, am 29. August 1846, wurde die erste evangelische Generalsynode geschlossen, die hier unter dem Vorsitz des Geheimen Staatsministers Eichhorn in der Kapelle des königlichen Schlosses seit dem 2. Juni getagt hatte.

Es ist wichtig und interessant, sich zu vergegenwärtigen, welche Anschauungen damals unser kirchliches Leben bewegten,

*) „Vossische Zeitung" Nr. 401 vom 29. August 1886.

und von welchen Ideen es heute bestimmt wird. Der Vergleich zwischen damals und jetzt enthält viel Lehrreiches.

Die 75 Synodemitglieder von 1846, geistliche und weltliche, hatten sich vereinigt, „um gegen einander auszusprechen, was ihnen in Beziehung auf die evangelische Kirche am Herzen liegt, um Gedanken und Ansichten, wie sie, die Einen aus der Tiefe der Wissenschaft, die Andern aus den Erfahrungen des Lebens, geschöpft haben, sich gegenseitig mitzutheilen und ein gemeinsames, kräftiges und lebendiges Bewußtsein davon zu gewinnen, was unsere Kirche anzustreben hat und was ihr Heil bringt." So der Vorsitzende in seiner Eröffnungsrede, der die Synodalen anging, in den Verhandlungen „den Geist wahrer Freiheit und aufrichtiger Liebe" entscheiden zu lassen. Und er schloß seine einleitenden Betrachtungen mit den Worten: „Seit den Tagen der Reformation hat die vaterländische Kirche keine Vereinigung gesehen, zu vergleichen der ihrigen, man mag die Bedeutung in der Zusammensetzung der Versammlung und der Zahl ihrer Mitglieder suchen, oder in der Natur und in dem Umfang der Gegenstände, welche zur Berathung vorliegen. Ebenso wenig hat es eine Zeit gegeben, wo die Schirmherrschaft die freie Entwicklung der Kirche mit gleich großartigem Vertrauen nicht nur zugelassen, sondern selbst ermuntert hätte."

In der That, die Generalsynode von 1846 unterschied sich wesentlich von der heutigen, was schon aus der Zusammensetzung ersichtlich wird: damals hatten in der Synode Männer wie v. Auerswald, Graf v. Schwerin (Putzar), Hof- und Garnisonprediger Sydow aus Potsdam und der Breslauer Konsistorialrath Falk, Vater des nachmaligen Kultusministers Falk, Sitz und Stimme, während in der Synode von heute die freisinnige Richtung überhaupt nicht vertreten ist. Die Genannten waren Schüler Schleiermacher's, des Reformators der deutsch-protestantischen Theologie, und mit ihnen zusammen standen die namhaften Vermittelungs-Theologen Nitzsch,

Dorner, Julius Müller, Sack, Theremin und Twesten. Es kam zur Wahl des Vice-Präsidenten der Generalsynode, und die Mehrheit entschied sich nicht für Dr. v. Bethmann-Hollweg, sondern mit 38 gegen 33 Stimmen für den Bischof Dr. Neander. Der hatte beim Könige Friedrich Wilhelm III. die liberale Partei in Schutz genommen, und ohne ihn wären 1831 Gesenius und Wegscheider wahrscheinlich suspendirt worden. „Ein Rationalist aus der alten Schule, nicht mehr von großem Einfluß, aber immer noch eine kleine Stütze der Aufklärung in trüber Zeit" — so schrieb über den Bischof Neander Wilhelm Vatke an Eduard Zeller im Jahre 1852, und ein Theologe dieser Richtung wurde der oberste Vertrauensmann der Generalsynode von 1846. Vierzig Jahre später sehen wir im Präsidium, wie im Vorstande des obersten kirchlichen Parlaments nur Konfessionelle und Positiv-Unirte, nur Männer, die zu Schleiermacher, Neander und der Vermittlungs-Theologie in schroffstem Gegensatz stehen.

Die beiden Hauptredner der damaligen Rechten waren Julius Stahl und v. Thadden-Triglaff, Jener der begabteste Vertheidiger des Konfessionalismus, dessen Synode-Reden von 1846 noch heute für unsere kirchliche Rechtgläubigkeit ein Evangelium sind, Dieser ein Verfechter der Orthodoxie, wie Hengstenberg sie lehrte. Beide waren überzeugt, nur ihre Ansichten könnten nach biblischer Lehre die richtigen sein, aber sie und ihre Parteigenossen hatten noch nicht für ihre Gegner die Drohung, ihnen wegen Irrlehre Kanzel und Katheder verlegen zu wollen. Sie wurden von dem toleranten Geist der Synode mit beherrscht, der sich in der vollen Unbefangenheit der Verhandlungen äußerte. Es war 1846 in allen Kreisen noch eine unbedingte Achtung vor der Wissenschaft vorhanden; die rechthaberische Orthodoxie von 1886, die für einen Bender nur Aufschrei des Entsetzens, für einen Karl Hase nur strenge Abwehr, ja für einen Willibald Beyschlag

je nachdem nur Ingrimm oder Achselzucken hat, diese Orthodoxie war damals noch nicht synodefähig.

Die Hauptträger der 1846 synodalen Kirchenpolitik waren Immanuel Nitzsch, Julius Müller, August Dorner, August Twesten und Heinrich Sack, alle fünf hochgelehrte Dogmatiker und als solche zur Schleiermacher'schen Richtung rechts stehend. Sie sind bis zu dieser Stunde wissenschaftliche Autoritäten für die sogenannte gläubige wie für die evangelische Mittelpartei und nach ihren Synode-Actionen ist der Charakter der 1846er Generalsynode schlechtweg zu bestimmen.

Was wurde nun von den Nitzsch und Müller und Genossen hauptsächlich vor 40 Jahren erstrebt? Bei der wichtigen Frage der Verpflichtung der Geistlichen auf die Bekenntnißschriften nichts Geringeres, als eine durchgreifende Revision des Apostolikum. In der 18. Sitzung vom 14. Juli erklärte Nitzsch im Namen der Kommission: „Unser Vorschlag in Betreff der ordinatorischen Verpflichtungen ist also kurz der: Hinweisung auf die Symbole im Allgemeinen, sodann ein materielles Bekenntniß, gegründet auf Urworte der apostolischen Predigt.“ Und weiter sagte Nitzsch: „Das apostolische Symbolum ist zu unentwickelt, es giebt in Einzelheiten selbst den biblisch Gesinnten Anstoß und es schließt auch manches nicht unbedingt Nothwendige in sich. Danach müssen wir streben: wir müssen die in der Gemeinde lebendige Wahrheit frisch auffassen und ausdrücken. Was das Ordinationsbekenntniß anlangt, müssen wir ausgehen von der apostolischen Predigt, wie sie von Paulus und den andern Aposteln ursprünglich ausgearbeitet worden, und dürfen nicht stehen bleiben bei dem Apostolicum, sondern müssen noch tiefer hinuntergehen!“

Um nun das selbst den biblisch Gesinnten Anstoß Erregende aus dem Bekenntniß zu entfernen, hatten Nitzsch und seine oben genannten Freunde ein Verpflichtungsformular entworfen, das aus dem alten Bekenntniß fünf Dogmen enfernte: die Gottheit Christi, die Jungfrauengeburt, die Höllenfahrt, die

Himmelfahrt und die Persönlichkeit des heiligen Geistes. Dies thaten sie, um „die in der Gemeinde lebendige Wahrheit frisch aufzufassen und auszudrücken". Nitzsch hatte Respekt vor dem Apostolicum als einem altehrwürdigen Denkmal früherer Zeit, aber nicht vor dem dogmatischen Inhalt dieses Bekenntnisses, das er, weil nicht tief genug, für durchaus revisionsbedürftig erklärte.

Für die Generalsynode ist dies Apostolicum die Summe göttlicher Weisheit und zugleich das Höchste, das die Kirche aus sich heraus geboren hat. Wer nach der Doctrin der heutigen Synodemehrheit nicht voll und ganz im Bekenntniß steht und namentlich das apostolische Symbol nicht als normativ ansieht, der darf nicht auf der Kanzel, nicht auf dem Katheder lehren, der ist auch nicht berechtigt zu einem Synode-Mandat, der ist überhaupt kein evangelischer Christ, sondern ein Irrlehrer und als solcher, wenn er ein geistliches Lehramt ausübt, den Konsistorien, wenn er theologischer Docent ist, seinem Disciplinarrichter zu überweisen. Irrlehre ist heute jedwelche Abweichung vom Bekenntniß und auf das Empfindlichste zu bestrafen.

Zur Zeit der 1846er Generalsynode war man sehr viel unbefangener und toleranter: Der Geheime Staatsminister Eichhorn, gewiß kein „Fortschrittler" weder auf kirchlichem noch auf politischem Gebiet, berief 1847 Immanuel Nitzsch von seiner Professur in Bonn nach Berlin in das Oberkonsistorium, und dem Bonner Professor Sack übertrug er die Magdeburger Generalsuperintendentur. Auch Twesten wurde als Berliner Professor Mitglied der obersten kirchlichen Verwaltungsbehörde, und Dorner entging damals der gleichen Auszeichnung nur durch seine Berufung von Königsberg nach einer außerpreußischen Universität. Daß der hallische „Sünden-Müller" persona grata blieb, ist bekannt; auch er war als Mitglied des Kirchenregiments eine nach oben hin ebenso geschätzte Autorität, wie er dies in akademischen Kreisen immer gewesen ist.

Die Synodemehrheit von heute stellte die Glaubensrichter für Sydow, als dieser in einem wissenschaftlichen Vortrage von den fünf Dogmen, die Nitzsch beseitigt wissen wollte, nur ein einziges als antiquirt hingestellt hatte, und dieselbe Mehrheit zählt zu ihren einflußreichsten Mitgliedern diejenigen Theologen und Laien, welche nicht laut genug drei Mal Wehe über die Synode Berlin-Köln ausrufen konnten, in welcher ein Antrag Kochhann nicht etwa die Forderungen Nitzsch's in ihrem ganzen Umfange wiederholte, sondern in maßvollster Form das Konsistorium anging, eine Revision des Apostolicums in Erwägung nehmen zu wollen.

Der Unterschied zwischen damals und jetzt springt in die Augen; die Lehren von 1846 sind theils vergessen, theils bewußt ignorirt, theils als Glaubenslosigkeit denuncirt worden. Dabei aber bleibt doch, wie ihn Beyschlag genannt hat, Immanuel Nitzsch „eine Lichtgestalt der neueren deusch-evangelischen Kirchengeschichte".

Und was wurde aus den Schleiermacherianern Auerswald und Schwerin? Zwei Mal sind sie Staatsminister gewesen, um heute von den sogenannten „Bekenntnißtreuen" als Ideologen und Querköpfe verlästert zu werden, der Sohn des Konsistorialraths Falk aber gilt vollends für überlebt und überholt. Ihn gestürzt zu haben, ist der größte Triumph der Führer der jetzigen Generalsynode-Mehrheit.

Von den 75 Mitgliedern der 1846er Generalsynode ist heute nicht Einer mehr am Leben, allein was damals als ihre Ueberzeugung ausgesprochen wurde, das bleibt, weil in den Annalen der preußischen Kirchenpolitik verzeichnet, unvergessen, und wenn nicht schon heute, so wird späterhin ganz gewiß an alles Das wieder angeknüpft werden, was vor vierzig Jahren in der Kapelle des königlichen Schlosses als Forderung aufgestellt wurde."

Mit den Schlußworten dieses Rückblicks und der in denselben ausgesprochenen Zuversicht bin ich vollkommen einverstanden. „Alles wiederholt sich nur im Leben!“ Wie die Profangeschichte genug Beispiele darbietet, daß auf die Zeit der Reaction stets ein um so lebhafteres Fortschreiten auf der Bahn der freiheitlichen Entwicklung gefolgt ist, je rücksichtsloser jene rückwärts strebende Bewegung sich äußerte und je eifriger sie sich festzusetzen und sicher zu stellen bemüht gewesen, so bietet auch die Geschichte der Kirche und ein Ueberblick über das geistige Leben der Kulturvölker aller Zeiten ähnliche Erscheinungen dar. Wie es unmöglich ist, die geistigen Errungenschaften einer Zeit zu vernichten und ungeschehen zu machen, so kann auch die auf religiösem und kirchlichem Gebiete vorgeschrittene Erkenntniß nicht auf immerdar von dem Dogmen- und Buchstaben-Glauben früherer Jahrhunderte verdrängt und ausgetilgt werden, zumal in unserer Zeit nicht, die in ihrem Ringen nach Befreiung aus den sozialen Nothständen der wirksamen Hülfe von Schule und Kirche vor Allem bedarf. Diese aber kann sie nur finden, wenn die Schule es sich angelegen sein läßt, die zu unterrichtende und zu erziehende Jugend in allen Ständen mehr auf die Ausbildung und Anwendung des eigenen Denkens und des selbstständigen Erkennens als auf die äußere, mehr mechanische Aneignung von Kenntnissen allein durch die Thätigkeit des Gedächtnisses hinzuleiten, und wenn die Kirche nicht sowohl den Buchstaben der Glaubenssätze und Bekenntnißschriften längst vergangener Zeiten, als vielmehr den ethischen, erziehenden, befreienden und erlösenden Inhalt des Christenthums in den Vordergrund stellt und ihn zum Verständniß und zur Anerkennung d. h. zur Anwendung und durch sie zur Besserung des Lebens der Christenheit im Allgemeinen wie des einzelnen Christen im Besondern zu bringen bemüht ist.